Das Kind des Volkes.

Romantische Erzählung
aus
den ersten Jahren der französischen Revolution.

Von
Alexander Dumas.

Nach dessen
Ingénue.

Aus dem Französischen übersetzt
von
Ferdinand Heine.

Dritter Band.

Leipzig, 1855.
Verlag von Chr. E. Kollmann.



Das Kind des Volkes.

Dritter Band.



I.

Danton fängt an zu glauben, daß der Roman des jungen Potocki kein Roman, sondern eine Geschichte ist.

Als der Verwundete sich empor zu raffen versuchte, um seine Mutter ans Herz zu drücken, hatte er seinen Kräften zu viel zugetraut und sank ohnmächtig in die Kissen zurück.

Die Mutter stieß einen Schrei der Verzweiflung aus und rief um Hilfe; Danton trat allein ans Bett zu ihr und beruhigte sie, indem er auf ihren Sohn zeigte, der eben die Augen wieder aufschlug, während sie zugleich das Blut in seinen um ihren Hals geschlungenen Armen wieder pulsiren fühlte.

Marat hatte sich aus dem dunklen Winkel, in den er sich geflüchtet, nicht hervorgerührt und schien das rührende Bild der Mutter- und Kindesliebe mit den Augen zu verschlingen.

Die Mutter war eine, obwohl nicht mehr junge, doch noch sehr schöne Frau; ihre von der Angst und

Aufregung belebten Züge trugen das Gepräge eines großen Charakters, des Adels und des Stolzes, während ihre hellblauen Augen, ihr volles blondes Haar die Nordländerin ächt fürstlicher Aristokratie verrieth.

Ihre knieende Stellung, über den Sohn geneigt, auf dessen Stirn ihre Lippen festgebannt schienen, zeigten ihre volle und doch schlanke Gestalt und einen merkwürdig zierlichen Fuß.

Der junge Mensch hatte in der That die Augen wieder geöffnet und tauschte einen jener Blicke aus, in welchem eine ganze Welt von Liebe, von unendlicher Dankbarkeit gegen Gott lag.

Dann erzählte Christian mit wenigen Worten, auf welche Art er verwundet worden, ohne jedoch zu sagen, von woher und wie er auf den Ort des Tumultes gekommen sei; wie er als Page des Grafen von Artois verlangt habe, nach den prinzlichen Ställen geschafft zu werden, wie Danton, auf den er zeigte und dessen Namen er noch nicht wußte, sich seiner so wohlwollend angenommen und den Transport selbst geleitet habe, wie er hier den Stallarzt des Prinzen getroffen, wie dieser ihn gegen seine beiden berühmten Collegen vertheidigt, die ihm durchaus hätten das Bein abnehmen wollen, und wie endlich seine große Sorgfalt und Aufmerksamkeit seine, bei einem ersten Verbande unvermeidlichen Schmerzen so viel wie möglich gelindert hätte, mit einem Worte, sein Wohlthäter geworden sei.

Und während der junge Mensch dies erzählte, suchten seine Blicke eifrig nach Marat, der sich nur um so mehr in der Dunkelheit seines Winkels verbergen zu wollen schien.

Nachdem die Mutter dem Sohne ihre volle Liebe ausgedrückt, Danton einige Worte des Dankes gesagt hatte, wollte sie doch auch dem einsichtsvollen und großmüthigen Arzte ihre Dankbarkeit kundgeben.

„Aber wo ist denn der edle Mann, der Retter meines Sohnes?“ frug sie, sich rings im Zimmer umsehend und zuletzt ihren Blick auf Danton richtend, als wollte sie ihn bitten, sie zu den menschenfreundlichen Chirurgus zu führen.

Danton nahm eine Kerze vom Kamine, schritt auf den Winkel zu, von dem aus Marat den ganzen Vorgang mit einer Art von Aengstlichkeit beobachtet hatte, und sprach lachend:

„Hier ist er, Madame, beurtheilen Sie ihn nicht nach seinem Gesicht, noch nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach dem Dienste, den er Ihrem Sohne geleistet hat.“

Und dabei hielt er die Kerze so, daß ihr Schein zugleich das Gesicht Marats und das von Christians Mutter hell beleuchtete, die einen raschen Blick wechselten, der eine der Erkennung, die andere fast des Entsetzens.

Kaum aber hatten diese Blicke sich gekreuzt, als auch Danton schon errieth, daß in den Herzen dieser beiden Personen irgend etwas vorgehe, das nicht geeignet sei vor anderen Zuschauern enthüllt zu werden.

Marat hatte etwa zwei Fuß von der Wand entfernt gestanden, beim Anblicke dieses Weibes prallte er jedoch wie vor einem Gespenste zurück, bis er nicht mehr weiter konnte, und seine Lippen ließen unwillkührlich einen unbeschreiblichen Ausruf entschlüpfen.

Die Unbekannte dagegen hatte Marat einen Augenblick ganz kaltblütig angesehen; aber bei seinem Staunen, seiner Blässe, seinem halbunterdrückten Ausrufe, stieg alsobald die Erinnerung an jene ehemals bekannten Züge wieder in ihr auf, die Zeit und Leiden so fürchterlich entstellt hatten, und auch sie verlor die Fassung, schlug die Hände schaudernd zusammen und zog sich furchtsam an das Kopfende des Krankenbettes zurück, wie bei ihrem Sohne Schutz suchend:

„Großer Gott!“ lispelte sie kaum hörbar, „sollte es möglich sein!“

Diese, selbst dem schärfsten Beobachter nicht verständliche stumme Scene hatte nur Danton und Albertine zu Zeugen, welche letztere ab und zu ging.

Christian, von Schmerzen und Aufregung erschöpft, hatte die Augen wieder geschlossen und war in einen schlummerähnlichen Zustand gefallen.

Die Anderen waren einige Stallbediente des Prinzen gewesen, die halb aus Müdigkeit, halb aus Discretion, sich nach und nach entfernt hatten, entweder um zu Bett zu gehen, oder auch sich noch von den Ereignissen des vergangenen Abends zu unterhalten.

Aber seltsamerweise war die eben geschilderte Scene, trotz dieser Entfernung aller unberufenen Zeugen, hiermit zu Ende.

Marat fing an sich von dem heftigen Schlag zu erholen und erlangte seine Kraft und Selbstbeherrschung wieder.

Christians Mutter strich mit ihrer eiskalten Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf, als wolle sie eine peinliche Erinnerung von sich bannen.

Danton hatte nur noch einen forschenden Blick auf Beide geworfen, dann setzte er die Kerze wieder auf den Kamin, von wo er sie genommen.

„Madame," stammelte Marat leise, trotz all seiner Willenskraft noch immer unvermögend, noch ein Wort weiter hervorzubringen.

„Mein Herr," sprach die Mutter, schon viel gefaßter und mit einem schwachen fremdartigen Accent, der ihre Nationalität verrieth, „mein Sohn und ich, wir sind Ihnen zu großen Dank verpflichtet."

„Ich habe nur meine Schuldigkeit gegen den jungen Mann gethan," sprach Marat, „und würde es gegen jeden Anderen nicht minder gethan haben."

Und wider Willen zitterte seine Stimme, als er die Worte aussprach: Gegen diesen jungen Mann.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," fuhr sie fort; „und nun, sagen Sie mir, kann ich meinen Sohn in meine Wohnung schaffen lassen?"

Eine Art von Kampf schien in Marats Herzen vorzugehen; er näherte sich dem Kopfende des Bettes, beobachtete Christian einige Secunden aufmerksam, der in tiefem Schlummer lag, und sprach dann, ohne die Mutter anzusehen:

„Sie sehen, daß er schläft."

„Ich frage nicht ob er schläft, mein Herr," antwortete sie, „ich frage, ob ich meinen Sohn ohne Gefahr in meine Wohnung schaffen lassen kann?"

„Ich glaube, das würde allerdings gefährlich sein, Madame; übrigens," fuhr er mit bebender Stimme fort, „übrigens dürfen Sie meiner Versicherung glauben, daß der junge Mann hier gut aufgehoben sein soll."

„Aber ich, mein Herr, ich!“ rief die Mutter, sich rasch zu Marat umwendend und einen Flammenblick auf ihn werfend.

Marat verbeugte sich tief, weniger aus Ehrerbietung, als um diesem Flammenblick auszuweichen, dessen Gluth er bis auf den Grund seines Herzens dringen fühlte.

„Ich werde die Ehre haben,“ sprach er dann, „Ihnen meine ärmliche Wohnung abzutreten. Die vollständige Heilung Ihres Herrn Sohnes hängt von den ersten Verbänden und von einem streng ruhigen Verhalten ab. Ich werde mehrmals des Tages wiederkommen, um den Verlauf der Heilung zu überwachen und wo möglich zu fördern, hier wie anderwärts würde das doch geschehen müssen, und Sie sollen die Stunden meines Besuches vorher genau wissen. Während der ganzen übrigen Zeit werden Sie hier allein und vollkommen ungestört mit ihm sein.“

„Aber Sie, mein Herr?“

„O! — um mich kümmern Sie sich nicht, Madame,“ sprach Marat mit einem Ausdruck demuthsvoller Reue.

„Aber, mein Herr, nach dem Dienste, den Sie meinem Sohn, und demzufolge auch mir erwiesen haben, kann ich Sie doch nicht aus Ihrer eigenen Wohnung vertreiben.“

„Das kommt hier durchaus nicht in Betracht, wenn nur vor allen Dingen der junge Mann der Gefahr eines Lagerwechsels enthoben ist!“

„Und wo werden Sie hingehen?“

„Es wird sich ja wohl irgend eine unbesetzte Do=

mestiken-Mansarde in diesem großen Gebäude für mich finden."

Die Mutter schien mit sich zu kämpfen.

„Oder noch besser," fügte Marat schnell hinzu, „hier ist Herr Danton, der, so viel ich weiß, die Gefälligkeit hatte nach Ihnen zu schicken, und der ein mir befreundeter berühmter Advokat ist."

Sie machte nur eine erkenntliche Kopfbewegung.

„Er wird wohl die Güte haben," fuhr Marat fort, „mir so lange, als die Reconvalescenz Ihres Herrn Sohnes es erheischen wird, ein Obdach zu verschaffen."

„Ganz gewiß, Madame," sprach Danton, der fortwährend diese beiden so verlegenen Gesichter beobachtet, und sich in allerhand Vermuthungen und Voraussetzungen vertieft hatte, „ gewiß, und mit dem größten Vergnügen."

„Nun denn, so nehme ich es an," sagte die Dame, ihre Mantille auf einen alten Armstuhl werfend, der in ihrer Nähe stand.

Dann setzte sie sich an das Kopfende des Bettes.

„Was habe ich vor allen Dingen zu seiner Pflege zu beobachten?" frug sie.

„Vor der Hand Nichts, als dies Gefäß immer mit Eiswasser gefüllt zu halten, das tropfenweise auf diese Compresse herabträufelt, und ihm alle Stunden eine Portion von dem Tranke zu geben, den Albertine Ihnen bringen wird."

Hierauf verneigte er sich, wie unvermögend, dieses Gespräch noch länger zu ertragen, und zog sich in ein kleines Nebenzimmerchen zurück, wo er seinen alten,

schmierigen Schlafrock mit seinem besten Rocke vertauschte, und dann Hut und Stock nahm.

„Vergessen Sie nicht Ihr Manuscript," sagte Danton, der ihm gefolgt war und diesen Anstalten zum Fortgehen zusah; „bei mir werden Sie in aller Ruhe daran arbeiten können."

Marat antwortete nicht und faßte ihn zerstreut unterm Arm.

Als Beide noch einmal durchs Krankenzimmer gingen, um auf den Corridor zu gelangen und der Unbekannten noch eine Abschiedsverbeugung machten, fühlte Danton Marats Arm in dem seinen zittern.

Auf der Treppe mußte Marat die Fragen mehrerer Beamten und Stallbedienten beantworten, die trotz der vorgerückten Nachtstunde dageblieben waren, um Nachricht von dem Zustande des Verwundeten zu hören. Schon als Page des Grafen von Artois hatte der junge Mensch Interesse erregt, was durch die Erscheinung dieser schönen unbekannten Dame noch erhöhet worden war.

Marat fertigte sie kurz und mürrisch ab.

Als sie aber auf der Straße angelangt waren, sprach Danton:

„Und jetzt, mein Bester, eine kleine Beichte!"

„Ach, mein Freund!" rief Marat, „welch' ein Abenteuer!"

„Von Potocki? vom wirklichen Potocki? ein Epilog unseres polnischen Romans?"

„Ja — aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht!"

„Wahrhaftig! So steht es mit Ihnen, mein armer Marat? Ich glaubte Sie dahin gelangt, über Alles zu lachen."

„Dieses Weib,“ fuhr Marat fort, „diese Frau mit ihrem ungebändigten Stolz, ihrer sarmatischen Schönheit, diese für das Leben und die Gesundheit ihres Sohnes so zärtlich besorgte Mutter —“

„Nun?“

„Wissen Sie, wer es ist?“

„Es wäre merkwürdig, wenn diese Unbekannte zufällig die nämliche Mademoiselle Obinska — “

„Sie ist es, Freund!“

„Sollte Ihr Herz Ihnen da nicht eine Täuschung vorgespiegelt haben?“ sprach Danton, noch einmal zu spötteln versuchend.

Marat blieb stehen.

„Danton,“ sprach er feierlich, „wenn Ihnen daran gelegen ist, mein Freund zu bleiben, so wagen Sie es nie wieder zu scherzen, sobald Sie diese Periode meines Lebens berühren. Es knüpfen sich zu viele Leidenserinnerungen daran, es ist zu viel meines besten, kostbarsten Jugendblutes in jener Zeit geflossen, um jetzt noch mit Kälte daran nur denken zu können. Also nochmals, wenn Sie sich meinen Freund nennen, wenn es Ihnen nicht eine teuflische Lust gewährt, einen durch Martern aller Art bereits genugsam gepeinigten Unglücklichen durch eitlen Wortkram noch mehr zu quälen, so hören Sie mir ernsthaft zu, wie man einem Manne zuhört, und nicht der Vorlesung eines einfältigen Romans.“

„Sei es,“ sagte Danton ernsthaft; „aber zuvor muß ich Ihnen noch Eines gestehen.“

„Was?“

„Und Sie wollen nicht zornig werden?“

„Ich werde über Nichts mehr zornig.“

„Nun denn, so gestehe ich Ihnen ganz offen, daß ich bis jetzt nicht ein Wort von den Abenteuern glaubte, die Sie mir heute erzählt haben.“

„Aha!“ rief Marat bitter, „ich verstehe.“

„Was verstehen Sie?“

„Sie konnten sich nicht denken, daß ich jemals eine Jugend gehabt —“

„Je nun!“

„Daß ich jemals hübsch gewesen sei?“

„Was wollen Sie! Der heilige Thomas war ein Apostel, und hatte dennoch einen schwachen Glauben!“

„Sie wollten nicht glauben, daß ich jemals muthig, kühn gewesen sei, daß man mich bis zu einem gewissen Grade habe lieben können? Ja, ja, Sie haben Recht, und ich begreife, wie Sie das unglaublich finden mußten.“

„Jetzt, mein Freund, leiste ich Ihnen aber auch Abbitte und Ehrenerklärung dafür, und sage: fortan glaube ich Alles, was Ihnen nur beliebt mir zu erzählen.“

„Das beweist nur,“ murmelt Marat, wie mit sich selbst redend, „wie kindisch und einfältig, wie dumm und wahnsinnig Derjenige ist, der die Schleusen seines Herzens vor fremden Blicken eröffnet, der den Strom seiner Lebenserinnerungen auf einen trockenen, unfruchtbaren, dürstenden, geizigen Sandboden fließen läßt, der Alles verschlingt, ohne nur ein Atom von Mitgefühl hervorzubringen. Ich war ein Feiger, daß ich meinen Schmerz nicht für mich behielt, ein Thor, daß ich nur einen Augenblick an das Herz eines Menschen glauben

konnte, ein Dummkopf, ein Wahnsinniger, daß ich mein Geheimniß aus Eitelkeit preisgegeben habe — ja, aus elender Eitelkeit, da mein lächerliches Vertrauen mir nicht einmal bei einem Danton Glauben verschafft hat!"

„Na, na, Freund Marat!" rief der Koloß, den Arm seines Begleiters unter dem seinigen schüttelnd, „erzürnen wir uns nicht deshalb, da ich Ihnen Abbitte und Ehrenerklärung leiste; was zum Teufel verlangen Sie denn noch mehr?"

„Nun gut," antwortete Marat, „Sie konnten nicht glauben, daß ich jemals ein hübscher, junger Mann gewesen sei; lassen wir das auf sich beruhen. Wenigstens werden Sie mir nun aber glauben, daß sie eine vollendete Schönheit war?"

„Alle Tausend! das will ich meinen! wunderbar schön muß sie gewesen sein; sie ist noch eine Schönheit; ich glaube Ihnen, und beklage Sie aufrichtig — Aber, sagen Sie einmal!" rief Danton sich unterbrechend und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.

„Was?"

„Wenn ich den Datum bedenke —"

„Welchen Datum?"

„Das Alter dieses jungen Mannes mit dem heutigen Datum vergleiche —"

Marat lächelte.

„Nun, und?" sprach er.

„Nun! dieser junge Mensch kann höchstens siebzehn Jahre alt sein!"

„Vielleicht."

„Es wäre demnach nicht unmöglich —"

„Weiter."

„Wenn er — Sie verstehen mich!"

Danton sah Marat scharf an.

„Ei so gehen Sie doch!" rief dieser bitter; „haben Sie denn nicht bemerkt wie schön er ist? Sie sehen also wohl, daß er nicht sein kann, was Sie sich denken."

Und mit diesen letzten Worten hatten sie die Straße du Paon und das Haus des königlichen Gerichtsadvokaten erreicht.

Sie hatten auf ihrem Wege fast ganz Paris durchschritten und waren auf keine andere Spur des stattgehabten Aufstandes mehr gestoßen, als auf die rauchenden Trümmer vom Scheiterhaufen des Herrn von Brienne, und diesem gegenüber die des zerstörten Wachtpostens der Schaarwache.

Wäre es heller Tag gewesen, so würden sie freilich noch viele Blutflecken auf dem Pflaster des Grèveplatzes und am Eingange in die Straße Dauphine gesehen haben.

II.

Im Krankenzimmer.

Und nun, da wir Marat bei seinem Freunde Danton untergebracht wissen, kehren wir wieder zu Christian zurück, den wir auf seinem Schmerzenslager gelassen haben, auf dem er viel mehr Seelenleiden, als körperliche ausstand.

Seine Mutter, die, wie wir gesehen haben, sogleich auf die Schreckensnachricht herbeigeeilt war, hatte von dem alten Armstuhle am Bett Besitz genommen, und war nun bemüht, den geliebten Sohn mit zarter Sorgfalt und theilnehmenden Worten zu pflegen; statt aber auf diese mütterlichen Tröstungen zu hören, statt sich dem Zauber jener liebevollen Aufmerksamkeit, den eben nur ein Weib auszuüben weiß, ganz hinzugeben, ließ er seine Gedanken anderswo umherschweifen und runzelte finster die Augenbrauen bei der Erinnerung an seine so häßlich gestörte Liebe.

2*

Mehrere Tage währte es, bevor seine Mutter, ein Weib mit strengem Herzen und bleichem Angesicht, begreifen konnte, daß der junge Mensch irgend ein Geheimniß in sich verschließe, an irgend einer Seelenwunde sich verblute, die wohl noch gefährlicher sein konnte, als die körperliche; sie bemerkte wohl sein finsteres Schweigen, sah, wie er oft plötzlich zusammenfuhr und erbebte; allein, sie schrieb dies Schweigen und dies Erbeben Christians lediglich den physischen Schmerzen zu, gegen welche der arme Junge vergeblich ankämpfe, und die er bei allem Muthe doch nicht ganz zu unterdrücken vermöge.

Gar bald aber ward auch die Mutter von dem Uebel des Sohnes selbst angesteckt; sie litt durch das Leiden ihres Lieblings, und da sie sah, daß das Uebel mit jedem Tage schlimmer ward, und daß ihr die Hilfsmittel, um es zu bekämpfen, immer mehr ausgingen, verfiel auch sie in einen Zustand, der nahe an Verzweiflung grenzte.

Dieses Eisenherz — wir glauben es ausführlich genug geschildert zu haben, um dies hier nicht noch ein Mal thun zu müssen, — dieses Eisenherz fing an in der Gluth der Mutterliebe zu schmelzen. Stundenlang lag sie auf den Knieen vor Christians Bett, sie hoffte, sie bettelte um ein einziges Lächeln, das endlich gezwungen wie ein Almosen, oder von einem schmerzlichen Seufzer unterbrochen, auf seinen bleichen Lippen zum Vorschein kam.

Und jener Mann, jener tödtlich gehaßte und — was noch mehr ist — jener tief von ihr verachtete Mann, ward dagegen von dem Kranken mit Sehnsucht

erwartet; sie selbst erkundigte sich jedes Mal, wenn sein Besuch sich zufällig nur um wenige Minuten verzögerte, ängstlich, ob er denn noch nicht komme, denn wider Willen mußte sie sich sagen, daß es nicht möglich sei, den heißgeliebten Sohn mit mehr Eifer, Sorgfalt und Zartheit zu pflegen, als er es that.

Sie harrte mit Angst seiner Ankunft, und wenn ihr Ohr seinen Schritt im Corridor vernahm, dann öffnete sie ihm selbst die Thüre, eilte ihm entgegen und trotz ihrer grenzenlosen Abneigung, mit ihm zu reden, bestürmte sie ihn mit Fragen, bat und flehete ihn an, die Wirksamkeit der heilkräftigen Natur zu verdoppeln, zu beschleunigen.

Marat sah und fühlte sehr wohl, daß nur die Liebe der Mutter dies eiskalte Herz des Weibes zu erwärmen und zu schmelzen vermöge; er begriff, daß, wenn sie ihn hätte tödten können, unter der Bedingung, daß jeder vergossene Tropfen seines Blutes dem Sohne nur ein Atom von Gesundheit wiederschaffe, sie ihm mit Wollust den Dolch ins Herz gestoßen haben würde.

Er selbst kam niemals ohne eine große Angst, ohne eine tiefe Besorgniß; man konnte leicht sehen, daß auch er in Gegenwart dieses Weibes Seelenqualen erduldete, vielleicht aber weniger, als wenn Christian nicht zugegen gewesen wäre. Marat war in allen positiven Dingen durch und durch Skeptiker, selbst in der Wissenschaft, und hegte nur da wirkliche Ueberzeugung, wo wahrhaft erhabene Seelen sie nicht hegen wollen.

Wenn daher die verzweifelnde Mutter ihn mit Fragen bestürmte, trat er schweigend ans Bett, schlug die

Decke zurück, nahm den Verband sanft von der Wunde, untersuchte sie genau, und dann erst sprach er:

„Sehen Sie selbst; die Natur arbeitet zwar langsam, aber sie arbeitet unablässig; weder Kunst noch Wissenschaft können die Heilung dieser Wunde beschleunigen; die Natur verfolgt ihren Gang gleichen und sicheren Schrittes; wo sie so thätig und fortgesetzt arbeitet, ist die Hand des Arztes überflüssig. Ueberzeugen Sie sich selbst: die Entzündung ist verschwunden, das Fleisch bekommt wieder gesundes Leben, die verletzten Knochen haben sich wieder zusammengefügt und die Natur gleicht von selbst die ungleichen Brüche aus."

„Wenn aber, wie Sie sagen, und wie ich es hoffe," erwiderte die Mutter, „Christian auf dem Wege der Genesung ist, wie kommt es, daß er immer noch so heftiges Fieber hat? Seit acht Tagen hat sich die Entzündung verloren, sollte denn nicht, wie mir scheint, das Fieber mit ihr zugleich verschwunden sein?"

Marat fühlte den Puls des jungen Mannes, der ihm seine Hand mit einem tiefen Seufzer zu entziehen suchte.

„Ich weiß fürwahr nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll," sprach Marat nach einiger Zeit besorgt, vielleicht noch besorgter, als sie; „dahinter steckt ein Phänomen, das mir selbst zur Zeit noch räthselhaft ist. Unerklärlich!"

„Unerklärlich, sagen Sie?"

„Ich will damit sagen, daß es mir nicht verstattet ist, es zu erklären."

„Sagen Sie mir Alles, mein Herr; ich will nicht

in der Ungewißheit leiden, ich will nichts Unvorhergesehenes. Ich besitze eine Seele, die stark genug ist, jedem Unglück entgegen zu sehen!"

Und indem sie von ihrer Seele sprach, deren Festigkeit Marat genugsam kennen gelernt hatte, ergoß sich aus ihren Augen ein ganzer Strom von Mutterliebe und Mutterangst über den Sohn.

Marat schwieg noch immer.

„Lassen Sie hören, mein Herr," fuhr die Gräfin mit gesteigerter Angst fort, „ich harre Ihres Ausspruchs."

„Nun denn, Madame, die Heilung geht so glücklich von statten, wie ich es nur wünschen kann, ja wie ich es kaum erwarten durfte; allein durch ein psychisches Leiden Ihres Sohnes wird die körperliche Genesung immer wieder aufgehalten."

„Ist das wahr?" rief die Gräfin, eine Hand Christians erfassend, die er ihr vergebens wieder zu entziehen versuchte, „ist das wahr, mein Sohn?"

Eine dunkle Purpurröthe bedeckte plötzlich die Stirn des jungen Menschen; da er aber sah, daß er einer Antwort nicht füglich ausweichen könne, wendete er das Gesicht zur Gräfin herum und sagte:

„Nein, meine Mutter; ich versichere Ihnen, daß der Doktor sich irrt."

Marat lächelte traurig und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Aber ich versichere es Ihnen, Doktor!" beharrte Christian.

„Mir würde er es denn doch gewiß sagen," fügte die Gräfin hinzu, „denn er liebt seine Mutter!"

„O gewiß!“ rief Christian mit einem Ausdruck von Wahrhaftigkeit, der freilich nur auf die Versicherung seiner kindlichen Liebe Bezug hatte.

„Uebrigens,“ fuhr die Gräfin zu Marat gewendet fort, „welchen Kummer könnte er auch haben?“

Der junge Mann schwieg.

Marat warf Beiden noch einen unaussprechlichen Blick zu, und zuckte die Achseln; dann empfahl er sich auf seine gewöhnliche Weise, das heißt, kurz grüßend und den Hut heftig auf den Kopf drückend.

Die Gräfin streckte die Hand nach ihm aus, worauf er, wie dem Einflusse einer magnetischen Kraft gehorchend, unbeweglich stehen blieb.

„Mein Herr,“ sprach sie, „wir haben Sie Ihrer Wohnung beraubt, das muß Ihnen große Unbequemlichkeiten verursachen. Wo wohnen Sie, und wie leben Sie?“

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, Madame,“ antwortete Marat mit höhnischem Lächeln; „das kann Ihnen gleichgültig sein, wo ich wohne und wie ich lebe.“

„Sie irren, mein Herr; meine Ruhe, und vielleicht auch die meines Sohnes ist dabei betheiligt, darüber Aufschluß zu haben, ob das große Opfer, das Sie uns gebracht haben, Ihnen auch nicht allzulästig, oder wohl gar nachtheilig geworden sei.“

„Nicht doch, Madame; die mich kennen, wissen, daß mir Nichts lästig ist.“

„Ach! wenn mein Sohn transportirt werden könnte!“ rief die Gräfin; „wenn das möglich wäre!“

Marat sah sie fast zornig an; doch verschwand dieser Ausdruck sehr bald wieder.

„Wie, Madame,“ frug er; „sind Sie unzufrieden mit der Art, wie ich den jungen Mann behandle?“

„O, mein Herr!“ rief Christian schnell, „wir würden sehr undankbar sein, wenn wir so etwas nur dächten! In Wahrheit, ein Vater konnte nicht besser für seinen Sohn sorgen.“

Die Gräfin schauderte und ward bleich; doch wußte sie sich zu beherrschen.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie haben Christian mit einer Umsicht, Kenntniß und einem Eifer behandelt, daß mir auch nicht der entfernteste Gedanke kommen kann, ihn anderen Händen, als den Ihrigen, anzuvertrauen; indeß, ich habe ja doch mein eigenes Haus, und wenn es möglich wäre, meinen Sohn dahin schaffen zu lassen, so würden wir Sie wenigstens von einer Unbequemlichkeit befreien.“

„Alles ist möglich, Madame,“ sprach Marat ernst, „aber ich mache Sie aufmerksam, daß Sie das Leben Ihres Sohnes auf einen einzigen Würfel setzen!“

„O, dann möge mich Gott davor bewahren!“

„Vierzig volle Tage darf er nicht aus dieser Lage kommen.“

Die Gräfin schien mit irgend einem Vorschlag, den sie machen wollte, zu kämpfen; endlich entschloß sie sich dazu:

„Würden Sie mir wenigstens die Beruhigung gewähren, mein Herr, eine Entschädigung von mir anzunehmen?“

Ein Ausdruck von Bitterkeit, Haß und gereiztem Stolz flog über Marats Gesicht.

„Wenn die Kur beendet, wenn Herr Christian

vollständig geheilt sein wird, Madame, dann werden Sie mich bezahlen, wie das bei französischen Aerzten üblich ist; wir haben ja eine Art Taxe dafür."

Er that wieder einen Schritt auf die Thür zu.

„Aber wenigstens, mein Herr," sagte die Gräfin, die recht gut einsah, daß Marat das bessere Theil der Aufopferung auf seiner Seite hatte, und ihm dies Verdienst rauben wollte, „sagen Sie mir, wie Sie jetzt leben."

„Das ist sehr schnell gesagt: ich irre umher."

„Wie so? Sie irren umher?"

„Nun ja, Madame; aber, wie gesagt, das darf Sie durchaus nicht kümmern; in diesem Augenblicke ist es sogar sehr vortheilhaft für mich, nicht in meiner Behausung zu wohnen."

„Wie das?"

„Je nun, weil ich viele Feinde habe."

„Sie, mein Herr?" sprach die Gräfin in einem Tone, als hätte sie eigentlich sagen wollen: „das wundert mich durchaus nicht."

„Sie werden das vielleicht nicht begreifen," fuhr Marat halb scherzhaft fort, „aber mit zwei Worten kann ich es Ihnen erklären. Man behauptet, daß ich mir einige Verdienste um die Heilkunde und die Chemie erworben habe; man behauptet, daß ich meine ärztliche Kenntniß anwende, um arme Leute aus dem Volke gratis zu kuriren. Nebstdem bin ich auch ein wenig Schriftsteller; ich redigire für die Patrioten politische und staatsöconomische Aufsätze, die sehr viel gelesen werden. Die Einen beschuldigen mich der Aristokratie, weil ich im Hause des Herrn Grafen von Ar-

tois angestellt bin; die Andern suchen mir wieder beim Prinzen zu schaden, weil ich ein Patriot bin. Ich bin also von den Einen wie von den Anderen gehaßt. Uebrigens hat mich die Natur herb geschaffen; sie hat mir das Ansehen eines schwachen, gebrechlichen Geschöpfes gegeben, obwohl dieser Schein täuscht; denn ich bin stark, Madame, ich bin zäh, und wenn Sie wüßten, was ich schon im Leben gelitten habe — —"

Er hielt inne.

„So, Sie haben gelitten?" frug die Gräfin mit einem Phlegma, das Marats Herz wie mit Eis überzog.

„Sprechen wir nicht mehr davon, Madame; lassen wir die Vergangenheit vergessen und begraben sein! — Ich wollte Ihnen damit nur sagen, daß Alles, was ich je im Leben noch zu leiden haben könnte, nie mit dem zu vergleichen sein würde, was ich früher gelitten habe. Vorausgesetzt also, Sie hätten die edle Absicht, mich zu bedauern, so können Sie sich diese Mühe ersparen. Seitdem Herr Christian hier ist, habe ich eine Art von Wanderleben und freiwilliger Verbannung begonnen, das mir höchst wahrscheinlich fortan verbleiben wird. Es ist dies meine eigene Wahl, so zu sagen, meine Natur; ich liebe die Menschen nicht, ich liebe das Tageslicht nicht; es gewährt mir Freude, im Dunklen zu leben, und da es sehr weise ist, seine Wünsche und Neigungen nach seinen Kräften zu bemessen, da die Entsagung eine der intelligentesten Tugenden ist, die ich kenne, so werde ich auf die Menschen, wie auf das Tageslicht Verzicht leisten."

„Wie! Sie denken also zu erblinden, oder sich selbst die Augen auszustechen?"

„Die Nachteulen brauchen nicht erst zu erblinden, und eben so wenig brauchen sie sich die Augen auszustechen, Madame; sie sind von Natur für die Dunkelheit geschaffen, und darum leben sie im Dunkeln. Wenn eine solche Nachteule sich ein Mal ans Tageslicht wagt, fliegen hundert gemeine Raubvögel mit großem Geschrei herbei und necken und quälen das arme Thier auf alle Weise; dies weiß es recht wohl, dieses Thier, das die Alten den Vogel der Weisheit nennen, und darum fliegt es auch nur bei Nacht aus. Da aber mögen seine Feinde es nur wagen ihm zu nahen, oder ihn in seinem Loche anzugreifen! Dann sollen sie seinen Schnabel und seine Fänge zu fühlen bekommen!“

„Traurige Existenz, mein Herr! — Sie lieben also Nichts auf dieser Welt?“

„Nichts, Madame.“

„Ich beklage Sie,“ sprach sie mit einem Ausdruck von Ekel, vor dem Marat emporfuhr.

„Ich liebe nicht, wo ich nicht achten kann,“ erwiderte er mit der Schnelligkeit einer getretenen Schlange.

Jetzt war es an der Gräfin, stolz das Haupt emporzurichten.

„Die Welt ist also sehr arm,“ sprach sie mit königlicher Haltung, „daß sie kein Wesen enthält, oder enthielt, welches im Stande war, Ihnen Achtung abzunöthigen?“

„Und dennoch ist dem so,“ rief Marat kurz und mürrisch.

Die Gräfin hielt es nicht mehr für angemessen, darauf zu antworten und setzte sich schweigend und mit gerunzelter Stirn an das Bett ihres Sohnes.

Marat fühlte sich, trotz der anscheinenden Kälte seines Gesichts, verwirrt und verlegen, stülpte seinen Hut wieder auf, verließ rasch das Zimmer und warf die Thüre mit einer Heftigkeit ins Schloß, die bei einem Arzte, der jede Nervenaufregung seines Patienten für gefährlich erklärt hatte, ziemlich seltsam war.

III.

Was für Begriffe die Gräfin von der Liebe hatte.

Die Gräfin und ihr Sohn blieben einen Augenblick wie erstaunt und betroffen von Marats stürmischem Fortgehen.

„Das ist ein sonderbarer Mann!“ sprach die Gräfin endlich.

„Ich glaube, er ist vom Herzen gut,“ sagte Christian mit schwacher Stimme.

„Gut?“

„Ja; ich glaube wenigstens, daß man die Menschen mehr nach ihren Werken, als nach ihren Worten beurtheilen muß, und sein Benehmen gegen uns, oder vielmehr gegen mich, scheint mir denn doch das eines guten, trefflichen Menschen; indeß —“

„Nun, indeß —?“

„Indessen wäre es mir dennoch sehr lieb, baldig von hier wegzukommen,“ schloß Christian.

„Auch ich wünsche es von ganzem Herzen! — Ist es vielleicht das, was Dich traurig macht?"

„Ich bin ja nicht traurig, liebe Mutter."

„Doch, doch, mein Sohn! Du hast vielleicht einen geheimen Kummer — Laß' hören; wenn es so wäre, so ist dies der geeignete Augenblick, es mir zu sagen."

„Ich habe keinen Kummer."

Die Gräfin sah ihren Sohn an; aber Christian schlug die Augen mit erkünsteltem Lächeln nieder, als traue er sich nicht Festigkeit genug zu, den forschenden Blick der Mutter zu ertragen.

Sie aber betrachtete ihn nur um so forschender.

„Du bist nicht verliebt?" frug sie nach einigem Stillschweigen.

„Ich?" rief der junge Mann. „Nein, meine Mutter."

„Man behauptet, daß die Liebe die Menschen manchmal sehr unglücklich mache."

Dieses: man behauptet, — aus dem Munde einer dreiunddreißigjährigen schönen Frau, setzte Christian so in Erstaunen, daß er seine Mutter unwillkührlich lächelnd betrachtete.

„Jedenfalls," fuhr sie fort, anscheinend nicht im mindesten verlegen über eine so seltsame Streitfrage zwischen Mutter und Sohn, „jedenfalls kann sie nur einen solchen Schmerz hervorbringen, wie man deren Tausende im Leben hat, einen vorübergehenden Schmerz, den man ohne Schwäche zu ertragen wissen muß. Bist Du nicht meiner Meinung, Christian?"

„Nun — ja."

„In der That," fuhr die Gräfin in demselben kal-

ten, zergliedernden Tone fort, der ihr eigen war, „welchen Kummer könnte auch die Liebe bereiten? Ich wüßte nur einen.“

„Welchen, meine Mutter?“ frug der junge Mann lebhaft, und versuchte es sich umzudrehen, um Diejenige besser sehen zu können, die da gesagt hatte, daß die Liebe nur einen Kummer bereite.

„Je nun, den Kummer, nicht von dem Gegenstande wieder geliebt zu werden, den man liebt.“

„Glauben Sie wirklich, daß dies der einzige sei?“ frug Christian mit traurigem Lächeln.

„Wie gesagt, ich kann mir keinen anderen denken.“

„Würden Sie so gütig sein, mir das zu erklären? Ich bitte Sie darum, liebe Mutter!“

„Vor allen Dingen, Christian, strenge Dich nicht an, und wenn es möglich ist, so verändere Deine Lage nicht.“

„Ich höre.“

„Demnach, gehen wir von einem Grundsatze aus.“

„Welchen Grundsatz?“

„Nun, daß wir nur Jemand lieben können, der unserer würdig ist.“

„Und was verstehen Sie unter unserer würdig sein?“

„Ich will damit sagen, mein Sohn, daß wir in gewissen Verhältnissen geboren, erzogen sind, daß wir in gewissen Verhältnissen leben, die nicht diejenigen aller Welt sind — Das giebst Du doch zu, Christian?“

„Relativ wenigstens, o ja!“

Der junge Mann hatte aber diese Worte so leise

gesprochen, daß seine Mutter sie nicht gehört hatte, oder doch wenigstens nicht den Vordersatz.

„Wenn dem nun so ist," fuhr die Gräfin ruhig fort, „so haben wir das Recht, zu verlangen, daß Diejenigen, die uns lieben, unter gleichen Verhältnissen geboren, von gleichem Stande sind, wie wir. Ich sage nicht — verstehe mich recht, — ich sage nicht, Diejenigen, die wir lieben, denn ich statuire gar nicht einmal den Fall, daß man liebe, wenn man nicht, sich selbst gegenüber, das absolute Recht dazu hat."

Christian fing an Etwas unruhig zu werden.

„Bist Du etwa nicht meiner Meinung, mein Sohn?" frug die Gräfin.

„Ich finde Sie etwas — exclusiv, Madame."

„Nothwendigerweise! — Oder hältst Du es nur für möglich, daß man liebe, wenn man sich einen Vorwurf darüber machen müßte?"

„Und rechnen Sie vielleicht unter diese Unmöglichkeiten auch die Ungleichheit der Stände, meine Mutter?" sprach Christian, zu dieser Frage alle seine Entschlossenheit aufbietend.

„O — vor allen Anderen!"

Christians Unruhe nahm zu.

„Du wirst mir vielleicht sagen," fuhr die Gräfin fort, „daß ich alten Vorurtheilen, den Vorurtheilen meiner Kaste huldige; allerdings thue ich das auch und habe Recht. Wie werden die schönen und edlen Pferderacen unseres Vaterlandes fortgepflanzt, jene berühmten Hunde, die unsere Wölfe und Bären bekämpfen, jene seltenen Vögel, die bis zu ihrem Tode singen? Nur durch die äußerste Sorgfalt, mit welcher man die

Kreuzung edler Gattungen mit minder edlen vermeidet."

„Liebe Mutter," sagte Christian schüchtern, „Sie sprechen da von Thieren, und demgemäß sehen Sie ganz von der Intelligenz ab, die der Schöpfer ihnen versagt, und uns dagegen als Vorzug verliehen hat; bei ihrem Systeme schließen Sie besonders die Seele, die von edler Art und dennoch in einem plebejen Körper sein kann, aus."

„Seltene Ausnahmen, mein Sohn," erwiderte die stolze Gräfin, „deren Möglichkeit oder Unmöglichkeit ich mich wenigstens nicht aussetzen will, wie Du begreifen wirst. Höre mich an, Christian: Ich hatte ein bewundernswürdig schönes Pferd — Du weißt, dasselbe, auf dem ich einundsiebzig Wegstunden in zwei Tagen zurückgelegt habe, ohne daß es daran gestorben ist; — Du hast mich diesen merkwürdigen Ritt erzählen hören, nicht wahr?"

„Ja, meine Mutter."

„Nun denn, dieses Pferd lebte in vollkommener Freiheit, immer über Berge und Thäler springend, nur auf meinen Ruf gehorchend; es mißbrauchte diese Freiheit, und mesallirte sich. Aus dieser Mesalliance ging Chasko hervor, jenes sanfte gebrechliche Thier, das man furchtsamen Kindern zu ihren Spazierritten gab. Und nun erinnere Dich dagegen jenes schwarzen Schlachtrosses des Königs Stanislaus, jenes furchtbaren, herrlichen Thieres; es stammte von gleich edlem Vater und gleich edler Mutter ab, und darum war es selbst auch edel. — Nun, Du sagst Nichts, Christian?"

„Liebe Mutter, ich denke —"

„Du denkst?"

„Ich denke, daß die ersten, von Gott geschaffenen Menschen wohl von edlerer, vollkommenerer Art gewesen sein mögen; geben Sie aber die Möglichkeit zu, daß seitdem manche da und dort in Dunkelheit verirrte und zerstreute Typen dieser edelsten Gattung darauf harren, daß eine Combination der Intelligenz sie wieder vereinige."

„Ich hoffe, Du wirst die Liebe nicht eine Combination der Intelligenz nennen wollen?" frug die Gräfin fast lächelnd.

„Und warum nicht, liebe Mutter, da diese Intelligenz nichts Anderes ist, als die Uebertragung des göttlichen Geistes in menschliche Formen?"

„Sieh Dich wohl vor, was Du da sagst, mein Sohn!" rief die Gräfin; „wenn Du die Liebe eine Combination der Intelligenz nennst, so legst Du ihr auch den Charakter der Spontaneität, der eigensten, unmittelbarsten Willenskraft bei, dann machst Du sie zu einem Resultate der Vernunft, dann sprichst Du ihr alles Zufällige, Unvorhergesehene ab; dann kannst Du niemals sagen, daß man wider Willen dazu hingezogen worden ist, daß sie ihren Ursprung oft in einem einzigen Blicke, einer Begegnung, in der Vereinigung zweier elektrischen Strömungen hat, wie diese starken Geister Frankreichs, diese sogenannten Encyclopädisten behaupten."

Christian schwieg.

„Demnach also giebst Du mir Recht, nicht wahr?"

„Verzeihen Sie, liebe Mutter, aber — Ihrer Theorie huldigen, das hieße Alles aus der Liebe verbannen, was sie Großes, Göttliches, Poetisches hat. Wider Wil-

len lieben müssen — glauben Sie mir, meine Mutter, das ist nicht blos ein Spiel des Zufalls, das heißt, der Nothwendigkeit gehorchen, sich dem Willen Gottes unterwerfen! Werden Sie dann noch sagen, daß die Liebe nicht eine Combination der Intelligenz, dieses göttlichen Funkens in uns sei?"

Christian meinte schon, seine Mutter besiegt zu haben.

„Ei so geh' mir doch!" rief sie lebhafter; „Du raisonnirst da wie ein Marat, der das Tageslicht und die Menschen flieht, weil ihm, da er Alles mit seinen gallsüchtigen Blicken ansieht, Nichts schön und gut genug erscheint, um es genauer kennen zu lernen. Statt Ausnahmen aufzusuchen, mein Sohn — was jederzeit ein sehr gewagtes Unternehmen bleibt, — suche lieber mit Hilfe Deines Verstandes das Gute auf, was das Leben Dir auf jedem Schritte darbietet."

„O Mutter! Mutter!" rief Christian mit trübem Lächeln, und ließ seinen Blick auf seinem verwundeten Beine ruhen.

Die Gräfin sah wohl den Blick, aber sie irrte sich in seiner Bedeutung.

„Ein vierzigtägiges Unglück!" sprach sie; „Du wirst das doch nicht mit einem ewigen Unglücke vergleichen wollen? Ich wiederhole es Dir, mein liebes Kind, das Leben bietet sich uns wie ein schöner Garten dar, mit schönen Bäumen voll der herrlichsten Früchte; Du befindest Dich in ihrer Mitte, brauchst sie nur zu pflücken, und wolltest hingehen, um Dir von einem Strauche eine wilde, unschmackhafte, schlechte Beere zu holen?

Nein, nein, ich bin fest überzeugt, daß Du das nicht thun wirst, oder höchstens nur in der Theorie."

„Erklären Sie sich deutlicher, meine Mutter," sprach der junge Mann beklommen; „es scheint, daß Sie ernstlich reden."

„Ich? Keineswegs. Ich frug Dich so eben, ob Du verliebt bist, und Du antwortetest mir mit einem Nein. Wärst Du es, so stünde Nichts im Wege, Du hast keinen Bruder, ein fürstliches Vermögen steht Dir bevor, Dein jetziger Gebieter, der Herr Graf von Artois, ist königlicher Prinz von Frankreich. Welchen Kummer könnte Dir also eine Liebe bereiten? Liebst Du die Tochter eines Fürsten, wir werden sie Dir verschaffen; liebst Du — da sich dies Wort auf alle Arten von Liebe anwenden läßt, — liebst Du ein Kind des Volkes, nun so genieße das Glück, das eine solche Liebe Dir bieten kann, und bezahle sie nach ihrem Werthe."

Die Gräfin wähnte noch in Polen zu sein.

Christian erbleichte und sank seufzend in die Kissen zurück.

Die Gräfin neigte sich erschrocken über ihn.

„Was ist Dir, Christian?" frug sie.

„Nichts; ich habe etwas Schmerzen."

„Ach!" rief die Gräfin aufstehend, „ich gäbe zehn Jahre meines Lebens darum, wenn ich Dich wieder in diesem Zimmer umhergehen sähe."

„Und ich gäbe zwanzig Jahre des meinigen darum, wenn ich erst wieder auf der Straße gehen könnte!" seufzte der arme Jüngling.

Damit hatte die Unterredung ein Ende.

Die Gräfin hatte aber wenigstens durch sie die Ge-

wißheit erlangt, daß ihr Sohn irgend ein Geheimniß vor ihr habe.

Christian dagegen begriff, daß er keine Mutter habe, der er sein Herz eröffnen könne.

Wie hätte er, nach dieser stolzen, herzlosen Theorie von der Liebe, welche die Gräfin vor ihm entwickelt, seine Gefühle für Ingénue nicht auf dem tiefsten Grunde seines Herzens verbergen sollen?

Er litt unsägliche Seelenqual so allein mit der Mutter auf seinem Schmerzenslager, unvermögend eine Bewegung zu machen, oder zu schreiben, sich zu erkundigen, einen Boten zu senden.

Nur Eines tröstete ihn: er kannte die regelmäßige Monotonie von Ingénues Leben, die schon sechzehn Jahre währte, und die, wie er hoffte, auch jetzt nicht unterbrochen werden würde.

Dann hegte er noch eine Hoffnung: er kannte Rétifs gefühlvolles Herz, er hoffte, daß sein Unfall, seine Verwundung ihn nachsichtiger gegen den vermeintlichen Verführer seiner Tochter stimmen würde.

Er hoffte, mit einem Worte, wie alle jungen Herzen hoffen, denen der Herr diesen unerschöpflichen Schatz seiner Segnungen nicht verschlossen hat.

IV.

Ingénue geht allein aus, und begegnet einem Manne und einer Frau.

Dieses Unglück, das Christian widerfahren war, hatte Ingénue von dem Zwange des väterlichen Argwohns erlöst. Rétif wußte recht wohl, daß, wenn Christian auch nicht an der Wunde sterben würde, diese doch bedeutend genug sei, um ihn viele Wochen ans Bett und ans Zimmer zu fesseln. Ingénue wurde also nicht mehr bewacht und hatte wieder, wie früher, die Zügel des Hausregiments ergriffen.

In der That sah der brave Schriftsteller, seitdem er von Christian erlöst und mit seinem Feinde Auger ausgesöhnt war, nichts Gefährliches mehr auf der Welt für sich und Ingénue; er ging und kam vom Morgen bis zum Abend, war heiter und unbesorgt, führte Ingénue wie ein Wunder umher, das er den guten Parisern zeigen wollte, gleichviel, ob sie, des Regens über-

drüssig, sich nach Sonnenschein sehnten, oder des Sonnenscheins müde, Regen haben wollten.

Ingénue ging wieder, wie vordem, des Morgens aus, um die Tagesvorräthe einzukaufen; man sah sie wieder im Stadtviertel herumgehen, wo man ihr Komplimente über ihr ehrbares und tugendsames Benehmen machte, und nichts ärgert ein junges Mädchen abscheulicher als dergleichen Komplimente, zumal wenn es wirklich noch unschuldig ist.

Wir müssen indeß gestehen, daß Ingénue in doppelter Absicht ausging; erstens in der von uns bereits erwähnten, zweitens aber noch zu einem anderen, ihr ungleich interessanterem Zwecke, nämlich dem, irgendwo Christian zu begegnen.

Ach! wir wissen wohl, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, daß sie eine unmögliche war; sie aber wußte freilich Nichts von dem, was wir wissen.

Jeden Tag durch neue Hoffnungen ermuthigt, die sie selbst während der Nacht durch allerhand Grübeleien in sich erweckt hatte, ging sie aus und sagte sich: Heute wird es vielleicht sein! — und jeden Tag kehrte sie niedergeschlagener wieder heim.

Noch blieb ihr aber ein Zweifel, an den sie sich festklammerte: was sie von der Verwundung eines Pagen des Grafen von Artois gehört, hatte ihr das Ausbleiben Christians zu Gunsten ihrer Eigenliebe erklärt, und jedesmal wenn sie getäuscht wieder heimkehrte, sagte sie sich: „Ach! er war es gewiß, von dem Herr Santerre sprach, und sicher ist er verwundet, liegt wohl gar im Sterben, und darum kommt er nicht!"

Und nachdem sie erst über seine vermeintliche Un=

treue geweint, weinte sie nun über seinen Tod so dicke Thränen, daß Rétif, so sehr er auch mit der Idee zu einem neuen Roman beschäftigt war, dennoch die rothen Augen seiner Tochter bemerkte, und die Ursache derselben errieth.

Der Zufall hatte es gewollt, daß an jenem Tumultabend nach dem Grèveplatz zu, auch ein Stallmeister des Grafen von Provence durch einen Schuß zufällig an der Hand verwundet worden war. Ein Pariser Blatt enthielt einen Bericht über diesen Vorfall. Dieses Blatt fiel in Rétifs Hände, der sich, höchst erfreut, beeilte, es seiner Tochter zu zeigen, um ihr zu beweisen, daß, ganz richtig, wie er gesagt, der Verwundete nicht ein Page des Herrn Grafen von Artois, sondern ein Stallmeister des Herrn Grafen von Provence gewesen sei.

Leider — ach! mußte sie ja nun wohl glauben, daß nichts anderes als eine Aenderung seiner Gefühle den jungen Mann fern von der Bernhardinerstraße hielt. Da ein öffentliches Blatt den, dem Stallmeister des Grafen von Provence widerfahrenen Unfall berichtete, wie hätte es nicht auch den eines Pagen des Grafen von Artois berichten sollen? Freilich war dies auch geschehen, aber, sei es nun, daß Rétif nichts davon erfahren, sei es, daß er es wußte, genug, er hatte sich wohl gehütet seiner Tochter nur ein Wörtchen davon zu sagen.

Die Folge davon war, daß die Eifersucht sich nach und nach des jungen Mädchens zu bemächtigen begann und Ingénue in ihrem Unmuthe erst dahin kam, zu glauben, daß sie ihn weniger liebe, und dann endlich gar — was der Wahrheit etwas näher kam, — daß sie ihn hasse — wie die Liebe eben hassen kann!

Sie nahm sich nun ernstlich vor, ihn ganz aus ihrem Gedächtniß zu verbannen, und in ihrer Unschuld wagte sie es sogar, einige junge Leute, die sie ansahen, wieder anzusehen.

Aber, ach! das waren nicht Christians sanfte Augen, das war nicht Christians leichter, zierlicher Gang, nicht seine edle und doch so anspruchslose Haltung, die einen so mächtigen Zauber auf sie ausgeübt.

„Ingénue redete sich selbst ein, daß sie Christian immer mehr und mehr hasse, während sie ihn in Wahrheit mehr und mehr anbetete.

In dieser Zeit traf es sich, daß Rétif zu einem Diner mit mehren Schriftstellern und Buchhändlern eingeladen ward, und da er befürchtete, daß das Tischgespräch unter solchen Leuten leicht eine für die Ohren eines jungen Mädchens etwas gefährliche Wendung nehmen könne, so schlug er Ingénue vor allein hinzugehen, was sie mit eben so großer Freude annahm, als ihn ihre Bereitwilligkeit erfreute.

Um drei Uhr Nachmittags — um diese Zeit fing die Stunde des Mittagessens bereits an, gleichsam eine Scala des Ranges, oder der Wohlhabenheit zu bilden, je vornehmer und reicher, je später, — um drei Uhr Nachmittags ging also Rétif de la Bretonne aus, um sich zu seinem Diner zu begeben, und ließ Ingénue allein zu Haus.

Das war es ja eben, was das junge Mädchen wünschte.

Sie hatte sich vorgenommen diese Abwesenheit ihres Vaters zu benutzen, um selbst in den Ställen des

Herrn Grafen von Artois Erkundigungen einzuziehen, was aus dem flatterhaften Herrn Pagen geworden sei.

Man kann aus diesem kühnen Entschluß abnehmen, bis zu welchem Grade ihr Haß gegen Christian gediehen war.

Sie wartete, bis es vier Uhr geschlagen hatte, und da man sich schon im Anfang Novembers befand, so begann um diese Stunde bereits die Dämmerung; Rétif sollte nicht vor zehn Uhr heimkehren, sie hatte demnach viele Zeit vor sich. Sie verfolgte ihn mit den Augen durch das Fenster, und sobald er um die Straßenecke verschwunden war, warf sie, obgleich es erst drei Uhr geschlagen hatte, ihre wollene Mantille um die Schultern, und schritt, muthig und stark, wie es die Unschuld ist, über die Quais nach den Ställen des Grafen von Artois zu, die ihr ihre Freundinnen, die Demoiselles Réveillon, eines Tages, als sie mit ihnen vorbeifuhr, gezeigt hatten.

Sie ging dicht an den Häusern hin.

Ein feiner Staubregen fiel in kleinen Perlchen nieder und machte das Straßenpflaster glänzend. Ingénue, deren Fußbekleidung nach dem Geschmacke des Verfassers von Jeannettens Füßchen beschaffen war, wagte ihre zierlichen Pantöffelchen mit hohen Absätzen nur mit äußerster Vorsicht auf die nassen Steine zu setzen.

Als sie bis zur Höhe der Straße de l'Hirondelle gekommen war, konnte sie sich in diesem Straßengewirre nicht mehr zurechtfinden.

Ingénue blieb stehen und sah sich verlegen um.

Ein Mann, der dicht hinter ihr gegangen war, sei

es nun absichtlich oder nur zufällig, bemerkte ihre Verlegenheit und erbot sich, ihr als Führer zu dienen.

Ingénue hob die Augen schüchtern zu dem dienstwilligen Fremden empor, aber das düstere Feuer seines Blickes flößte ihr Furcht ein und sie setzte ihren Weg weiter fort, ohne ihm weder zu antworten, noch ohne zu wissen nach welcher Richtung sie eigentlich gehen solle.

Der Mann ging ihr wiederum nach.

Ingénue's Angst nahm zu.

Nach einigen Minuten kam sie an ein Haus, vor dem einer jener leichten Korbwagen mit einem Leinwandverdeck stand, deren sich die Landleute und Bewohner kleiner Provinzstädte häufig zu ihren Reisen bedienen. Die Pferde waren ausgespannt, und weder Kutscher noch Reisende dabei.

Der Wagen hielt vor der Thür eines jener unbeschreiblichen Kramladen, die Kohlen-, Gemüse-, Liqueurhandlung und Speisewirthschaft zugleich sind, wie deren Paris immer besessen hat und immer besitzen wird, eines jener Kramladen, die zugleich Kutscherbüreaux und Handelslocale sind.

Im Laden selbst brannte noch kein Licht, aber auf der Schwelle, hinter dem Wagen, stand eine in einen Mantel gehüllte menschliche Gestalt und schien auf irgend etwas oder irgend Jemand zu warten.

Ingénue ging um den Wagen herum, um dem Manne auszuweichen, der ihr so dicht auf den Fersen folgte, und stand plötzlich der verhüllten Gestalt gegenüber.

Ingénue erschrak so vor dieser anscheinend doppel-

ten Gefahr, daß sie einen kurzen Angstschrei nicht unterdrücken konnte.

„Warum schreien Sie, und was flößt Ihnen Furcht ein, Mademoiselle?“ frug eine Frauenstimme, die hell und silbern, aber mit dem Ausdrucke der Festigkeit, unter der Mantelkapuze hervorklang.

Zugleich trat die Person, welche gesprochen hatte, der Eingeschüchterten einige Schritte entgegen.

„Ach! dem Himmel sei Dank, Sie sind ein Frauenzimmer!“ rief Ingénue, die vor Schrecken ganz den Kopf verloren hatte.

„Ja freilich, Mademoiselle; aber trotz dem — wenn Sie etwa des Schutzes bedürfen sollten —?“ sprach die Fremde.

Zugleich schlug diese ihre Mantelkapuze zurück und ließ Ingénue ihr Gesicht sehen; es war ein junges, frisches, schönes, aber stolzes Antlitz.

Ingénue hatte keinen Athem mehr, und da sie unvermögend war zu sprechen, so deutete sie nur mit dem Ausdrucke des höchsten Schreckens auf den Mann, der ihr gefolgt war, und der nun, als er zwei Frauenzimmer vor sich sah, unbeweglich stehen geblieben war.

„Ja, ja, ich verstehe, meine liebe Demoiselle,“ sprach die junge Fremde, Ingénue bei der Hand fassend; „jener Mann hat Ihnen Schrecken eingeflößt, nicht wahr?“

„Ach ja!“ stöhnte Ingénue kaum hörbar.

„Nun, häßlich genug scheint er zu sein,“ fuhr die Fremde fort, „um vor ihm zu erschrecken.“

Und dabei trat sie einen Schritt weiter vor, wie

um den Mann deutlicher sehen zu können, und zugleich wie Ingénue schützend.

„Grundhäßlich sogar," setzte sie dann hinzu.

Der Unbekannte war, wie gesagt, stehen geblieben und mußte wohl diese letzten Worte gehört haben, denn ein zorniger Ausruf entfuhr seinen Lippen.

„Deßhalb aber brauchen Sie sich noch nicht vor ihm zu fürchten," fuhr das Frauenzimmer zu Ingénue fort, und trat dann dem Manne noch einige Schritte herzhaft entgegen.

„Holla!" rief sie; „sind Sie vielleicht ein Herr Spitzbube? In diesem Falle habe ich hier etwas für Sie!"

Und zugleich zog sie ein kleines Terzerol aus ihrer Tasche.

Der Mann machte eine zornig verneinende Geberde.

„In jedem Fall also sind Sie ein lockerer Vogel, ein Jäger nach Abenteuern," sprach die Fremde weiter, das Terzerol in die linke Hand nehmend, „und gegen dergleichen Zudringliche giebt es noch andere Waffen. Also, geht Eures Weges weiter, oder —!"

Und zugleich hob sie die rechte Hand in sehr bezeichnender Weise, bereit sie ihm gehörig fühlen zu lassen, wenn er nur einen Schritt noch sich zu nähern wagte.

Der Mann schien einen Augenblick unentschlossen, ob er sich nicht für diese, gleichviel ob verdiente oder unverdiente Drohung rächen sollte; dann aber, als habe er sich eines Anderen besonnen, zuckte er verächtlich mit den Achseln und verschwand um die Straßenecke, vor sich in den Bart brummend:

„Ganz entschieden, ich habe kein Glück bei den

Weibern, und die Dunkelheit kleidet mich nicht besser, als das helle Tageslicht, gleichviel, ob ich eine freundliche oder feindliche Absicht hege. Nun ja, ich bin einmal häßlich; aber wenn Gott mich nicht schöner geschaffen hat, so fühle ich wenigstens, daß er mich furchtbar gemacht hat!“

V.

Wer die Unbekannte war.

Als die beiden jungen Frauenzimmer nach Marats Rückzuge — denn wir setzen voraus, daß der Leser ihn in dem Verfolger Ingénues erkannt haben werde, — allein geblieben waren, schloß die Fremde die zitternde Ingénue in ihre Arme und führte sie nach dem Kramladen, auf dessen Schwelle sich so eben eine ganze Welt von Ereignissen vor den Augen des armen Mädchens entrollt hatte.

Die Besitzerin des Ladens, die eben in Gesellschaft des Kutschers ihre einfache Mahlzeit beendet hatte, erschien mit einer Lampe in der Hand am Eingange des hinteren Ladenstübchens.

Jetzt erst konnte Ingénue die heitere und ruhige Schönheit der Fremden mit Muße betrachten.

„Wahrscheinlich haben wir uns Beide in der Absicht jenes Mannes getäuscht," sprach sie zu Ingénue,

„und nach seinem Aeußeren zu schließen, schien er mir wenigstens nicht auf galante Abenteuer auszugehen; ob es nicht doch vielleicht ein Spitzbube war, wissen wir freilich nicht. Auf jeden Fall aber, und da sein Anblick Sie in solchen Schrecken versetzt hat, war es ein Glück, daß ich zufällig an der Thüre stand, und auf das Anspannen des Wagens wartete."

„Sie verlassen also Paris, Madame?" frug Ingénue.

„Ja, Mademoiselle, ich bin aus der Provinz; seit meiner frühesten Jugend lebe ich in der Normandie. Ich bin nur nach Paris gekommen, um eine alte Anverwandte zu pflegen, die krank war, und die gestern gestorben ist. Ich kehre jetzt nach Hause zurück, ohne etwas Anderes von Paris gesehen zu haben, als was man aus den Fenstern jenes Hauses gewahrt, das man von hier sehen kann, und dessen Fenster jetzt geschlossen sind, wie die Augen derjenigen, die es bewohnte!"

„Wahrhaftig?" rief Ingénue überrascht.

„Und Sie, mein Kind?" frug die Fremde mit einem fast mütterlichen Tone, obschon zwischen beiden jungen Wesen kaum ein Altersunterschied von einigen Jahren sein konnte.

„Ich bin von Paris, Madame, und habe es noch nie verlassen."

„Und wo gingen Sie hin?" frug das ältere der beiden Mädchen mit einem Tone, der, trotz seiner Sanftheit, dennoch einen festen, entschiedenen Charakter verrieth.

„Je nun — ich wollte heimkehren," sprach Ingénue schnell.

Niemand lügt, trotz aller Naivetät, mit solcher Sicherheit als ein junges Mädchen, das auf falschem Wege ertappt wird.

„Wohnen Sie weit von hier?"

„In der Bernhardinerstraße."

„Das macht mich freilich um nichts klüger, da ich nicht weiß wo diese Straße ist."

„Ach mein Gott! das weiß ich eben auch nicht, ich habe mich ja verirrt!" rief Ingénue; „ich weiß nicht einmal in welcher Straße ich mich jetzt befinde!"

„Ich eben so wenig; aber ich kann mich ja bei der Wirthin erkundigen; wünschen Sie es?"

„Ach ja, von ganzem Herzen, Madame, und Sie würden mir einen wahrhaften Dienst damit erzeigen!"

„Madame," wendete sich die Fremde in derselben festen und befehlenden Weise an die Inhaberin des Ladens, „ich wünschte den Namen des Stadtviertels und der Straße zu wissen, in welcher ich mich hier befinde?"

„Mademoiselle," antwortete die Frau, „wir sind hier in der Straße de la Serpente, an der Ecke der Straße du Paon."

„Sie haben es gehört, mein Kind?"

„Ja, und ich danke Ihnen."

„Mein Himmel!" rief plötzlich die Fremde, jetzt ebenfalls Ingénue und zum ersten Male aufmerksam betrachtend, „mein Himmel, wie bleich Sie noch sind!"

„Ach! wenn Sie wüßten, welche Angst ich gehabt habe! — Aber freilich, Sie, Sie sind so muthig und tapfer!"

„Dabei war wahrlich kein großes Verdienst; wir

konnten ja augenblicklich Hilfe erlangen, ich brauchte nur zu rufen. Aber dennoch glaube ich in der That, wie Sie sagen," fügte die Fremde mit eigenthümlichem Tone hinzu, „daß ich muthig und tapfer bin."

„Und was verleiht Ihnen einen solchen Muth, den ich weit entfernt bin zu besitzen?"

„Die Ueberlegung."

„Seltsam; bei mir ist das Gegentheil der Fall, wie mir scheint, denn je mehr ich überlege, je mehr fürchte ich mich."

„Das würde gewiß nicht sein, wenn Sie bedächten, daß Gott den Guten wie den Bösen Kräfte verliehen hat, ja sogar den Ersteren noch mehr als den Letzteren, da sie bei deren Anwendung für eine gute Sache die allgemeine Billigung für sich haben. Sehen Sie," fuhr die Fremde fort, den Arm wie begeistert ausstreckend, „es ist ein Instinct in mir, der mich treibt und anregt; die Gefahr, die Sie erschreckt, reizt mich im Gegentheil zum Widerstande an. So würde es mir, zum Beispiel, eine wahrhafte Lust gewähren, jenem Manne, der Sie so erschreckt hat, Trotz zu bieten. Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn niemals gesehen; allein bei der mindesten Beschimpfung würde ich ihn mit Freuden getödtet haben. Uebrigens sagte es mir derselbe Instinct, daß dieser Mann zuverlässig ein böser Mensch sein muß."

„Er muß Sie für sehr schön befunden haben, denn trotz meiner Angst bemerkte ich, daß er einen Moment bei Ihrem Anblick wie starr vor Bewunderung stehen blieb."

„Schon das war eine Beschimpfung."

„Gleichviel, ohne Sie wäre ich vor Furcht gestorben!“

„Das war Ihre eigene Schuld.“

„Mag sein.“

„Sagen Sie mir: seit wie lange folgte er Ihnen?“

„Wenigstens schon zehn Minuten.“

„Nun, und als Sie bemerkten, daß dieser Mann, gleichviel aus welcher Ursache, Ihnen absichtlich zu folgen schien, warum haben Sie nicht sogleich Hilfe herbeigerufen, wenn Sie sich fürchteten?“

„Ich wagte es nicht Lärm zu machen.“

„Das sind die ächten Pariserinnen; vor allem fürchten sie sich, selbst Hilfe zu rufen!“

„Ja, hören Sie,“ sagte Jugénue, ein wenig verletzt von diesem, eben nicht sehr schmeichelhaften Ausspruch über sich und ihre Landsmänninnen, „nicht jedes Mädchen hat Ihre Stärke; ich bin erst sechzehn Jahre alt!“

„Und ich kaum achtzehn,“ sprach die Fremde lächelnd; „Sie sehen also, daß der Unterschied zwischen uns nicht so gewaltig ist.“

„Das ist wohl wahr, und ich begreife dann in der That nicht, daß Sie keine Furcht hegen.“

„Ich werde mich wohl hüten Furcht zu hegen, und wenn ich welche hätte, noch viel mehr sie merken zu lassen! Die Schwäche der Frauen ist es größtentheils nur, die Männer dieser Art so dreist macht. Sie mußten sich herzhaft zu ihm umkehren, ihm dreist ins Gesicht sagen, daß Sie ihm verbieten Ihnen zu folgen, und ihm drohen, den ersten, besten Vorübergehenden um Hilfe anzurufen.“

„Ach Mademoiselle! um so etwas zu sagen und zu thun, muß man mehr Stärke besitzen als ich.“

„Nun, so sein Sie wenigstens froh, daß Sie ihn jetzt los sind. Wünschen Sie vielleicht, daß ich Sie von jemand heimbegleiten lasse?“

„O nein, ich danke Ihnen.“

„Was werden aber Ihre Eltern sagen, wenn sie Sie so bleich und verstört ankommen sehen?“

„Meine Eltern?“

„Ja; Sie haben doch noch Eltern?“

„Nur meinen Vater noch.“

„Dann sind Sie noch glücklich! — Wird er sich nicht beunruhigen, wenn er Sie so spät heimkehren sieht?“

„Ich glaube nicht.“

„Er weiß doch aber, daß Sie ausgegangen sind?“

Diesmal wagte Ingénue nicht zu lügen.

„Nein,“ sprach sie, die Augen niederschlagend.

Aber in so sanftem, so bittendem Ton, so ganz angemessen der Rolle eines unerfahrenen kleinen Mädchens, daß die Fremde Nichts als einen kindischen Streich dahinter errieth.

Eines aber war auffallend an ihr, daß man bei einem so überlegenen und festen Charakter nicht vermuthet hätte: sie erröthete fast eben so sehr, wie Ingénue selbst.

„Das erklärt mir die Sache allerdings,“ sprach sie, „Sie haben einen Fehltritt begangen und erkennen sich nun bestraft dafür. Man muß nichts Uebles thun, liebe Mademoiselle, dann bleibt man auch stark. Ich wette, Sie würden sich nicht gefürchtet haben, wenn

Sie mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters gegangen wären, oder auf seinen Befehl, oder gar um ihm irgend einen wichtigen Dienst zu leisten, und wenn Sie die ganze Stadt hätten durchlaufen müssen — statt doch vielleicht auf unrechten Wegen zu gehen."

Sie erröthete abermals.

Ingénues Augen füllten sich bei diesem Verweise der Fremden mit Thränen, in so gütigem, mütterlichem Tone er auch ausgesprochen worden war.

„Ach!" rief sie fast weinend, „Sie haben Recht, und tausend Mal Recht! Ich habe Strafe verdient! Nur —" fügte sie hinzu, ihren schönen, unschuldvollen Blick zur Fremden emporhebend, „nur denken Sie ja nicht, daß ich strafbarer sei, als es scheint!"

„Ich verlange durchaus keine Vertraulichkeiten von Ihnen, mein gutes Kind," sagte die Unbekannte, mit einer Art spröder Scheu zurücktretend.

Ingénue verstand sie und erfaßte ihre Hand.

„Hören Sie mich freundlich an," sprach sie; „ich muß Ihnen sagen, was mich zum Ausgehen, allein, zu solcher Stunde, und ohne Vorwissen meines Vaters bewogen hat. Jemand, den ich kenne —" Ingénue schlug die Augen nieder, „Jemand — den ich liebe, ist seit zehn Tagen abwesend, giebt mir keine Nachricht, und kommt auch nicht wieder. Es hat kürzlich ein schrecklicher Tumult, ein Aufstand stattgefunden; es ist viel dabei geschossen worden, und ich schwebe in der Todesangst, daß er vielleicht verwundet, oder gar getödtet worden sei."

Die Fremde verharrte schweigend.

„Ach!“ rief Ingénue, „Gott ist gütig und groß, daß er mich Sie hat finden lassen!“

Die Fremde senkte ihren klaren, keuschen Blick auf dies reizende, in Thränen gebadete Antlitz, das so flehentlich zu ihr emporschaute; es lag ein solcher Zauber von Unschuld und Sittsamkeit in den Augen von Rétifs Tochter, daß ein jeder schlimmerer Verdacht unmöglich ward.

Die Unbekannte lächelte, drückte sanft Ingénue's Hand und sprach in wohlwollendem Tone:

„Auch ich bin erfreut, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben.“

„Empfangen Sie meinen innigsten Dank, und leben Sie wohl! denn das erwartete ich nur noch, bevor ich Sie verließ.“

„Warten Sie wenigstens, bis ich Ihnen den Heimweg habe beschreiben lassen,“ sagte die Fremde, Ingénue zurückhaltend.

Mit Hilfe der Wirthin war das bald geschehen.

„Mir scheint,“ fuhr die Fremde dann fort, „daß Sie demnach noch einen weiten Weg vor sich haben?“

„Ach! daraus mache ich mir Nichts; ich laufe recht schnell.“

Dann plötzlich wieder in ihren schüchternen Ton zurückfallend, fügte Ingénue noch hinzu:

„Erlauben Sie mir wohl Sie zu umarmen, Mademoiselle?“

Und die beiden jungen Wesen umarmten sich herzlich, und zwei keusche Herzen schlugen gegeneinander.

„Und nun,“ flüsterte Ingénue ihrer neuen Freundin ins Ohr, „noch eine Bitte!“

„Welche, mein Kind?"

„Ich heiße Ingénue, und mein Vater ist Herr Rétif de la Bretonne."

„Der Schriftsteller?"

„Ja."

„Mademoiselle, man sagt, daß er viel Talent besitzt."

„Kennen Sie seine Werke nicht?"

„Nein, ich lese keine Romane."

„Und darf ich nun auch fragen, wie Sie heißen?"

„Ich?"

„Ja, damit Ihr Name sich meinen liebsten Erinnerungen zugeselle, damit er mir Ihren Muth einflöße, und ich, wenn es möglich ist, das Beispiel Ihrer sanften Tugend nachahme.

„Man nennt mich Charlotte de Corday, meine liebe Ingénue. Und nun, umarmen Sie mich noch einmal, denn ich sehe eben, daß meine Pferde angespannt sind."

„Charlotte de Corday!" wiederholte Ingénue; „o sein Sie versichert, daß ich diesen Namen niemals vergessen werde!"

VI.

Die Liebe der Tugend und die Tugend der Liebe.

Ingénue hatte nicht eher den Heimweg antreten können, als bis sie Charlotte Corday in den Wagen hatte steigen sehen und dieser sich mit ihr entfernt hatte; aber trotz dieser Verzögerung war sie schon längst wieder zu Haus, als endlich auch ihr Vater wieder heimkehrte.

Der gute Rétif war zwar keineswegs, was man trunken nennen konnte, aber doch in höchst gemüthlicher Weinlaune.

Er hatte bei Tische von allen Seiten Komplimente über seine Zeitgenossen und seine Pariser Nächte mit anhören müssen. Sein von diesen Lobsprüchen berauschter Buchhändler hatte eine glänzende Bestellung bei ihm gemacht, und Réveillon, der sich seit seiner von Rétif erkauften Brochüre unter die Tagesschriftsteller

rechnete, Réveillon hatte sich sogar herabgelassen, lange Zeit mit ihm von schwarz beschriebenem und bedrucktem, statt von bunt gedrucktem Papier zu sprechen.

Réveillon hatte Rétif bei Tisch an seine Seite gesetzt und ihm wacker eingeschenkt, sich aber dabei selbst ebenfalls nicht vergessen, und zu jener, uns noch keineswegs so entfernt liegenden Zeit herrschte noch eine gewisse Bonhomie, die dem ehrlichen Manne verstattete, sich in gutem Weine satt und lustig zu trinken.

Uebrigens hatten die Dichter und Schriftsteller damals schon in gastronomischer Beziehung einen wesentlichen Fortschritt zum Guten gemacht; im siebzehnten Jahrhundert waren sie Trunkenbolde, im achtzehnten waren sie nur noch Gourmands.

Das Tischgespräch hatte sich um eine Menge Tagesneuigkeiten und verschiedene Gegenstände gedreht, war endlich auch auf Auger, dem neu bei Réveillon Angestellten gekommen und hatte Diesem, wie man gleich sehen wird, gute Früchte getragen.

Als Rétif gegen zehn Uhr Abends heimkam, fand er Ingénue an ihrem Nähtische sitzen, jedoch ohne zu arbeiten.

Ingénue fühlte ihr Unrecht und sann darüber nach; als sie daher ihres Vaters Tritte auf der Treppe, und ihn ein kleines Liedchen trällern hörte, das jedes Mal bei ihm eine heitere Laune verkündete, beeilte sie sich, ihm die Thüre zu öffnen.

Rétif trat noch trällernd ins Zimmer und Ingénue war die Liebenswürdigkeit selbst gegen ihn.

Diese Liebenswürdigkeit und diese kleinen Caressen rührten Rétif um so mehr, als ihn schon der kleine

Spitz, den er von seinem Diner mit heimbrachte, sehr weich gestimmt hatte.

Nein, mein Herzenskind," sprach er, nachdem er Ingénue zärtlich umarmt hatte, „Du hast Dich wohl entsetzlich gelangweilt, nicht wahr, Liebchen?"

„Nun, freilich wohl, lieber Vater."

„Ja, ja, ich habe es mir wohl oft im Stillen gesagt. Ach! warum bist Du nicht ein Mann, statt eines Mädchens; da könnte ich Dich doch überall mit hinnehmen!"

„Thut es Ihnen denn so leid, eine Tochter zu haben, Väterchen?"

„Behüte, Kind, behüte! denn Du bist schön, und ich liebe die schönen Gesichter; das ergötzt, das erheitert mich in trüben Tagen; Du bist ja die einzige Freude meines Hauses, meine arme Ingénue, und seitdem Du ein erwachsenes Mädchen bist, gebe ich allen meinen Heldinnen blaue Augen und blondes Haar."

„Guter Vater!"

„Dennoch aber, überlege selbst, was Alles geschehen würde, wenn Du zum Beispiel ein Junge wärst."

„Nun, was könnte da groß geschehen, lieber Vater?"

„Alle Tausend! was da geschehen würde? Das ist doch sehr klar. Denke nur, ich bin sehr oft eingeladen, bald da, bald dort; nun, wenn Du ein Junge wärst, würde ich Dich überall mitnehmen, und wir hätten dann um so weniger zu Hause zu kochen; das wäre erstens eine Ersparniß, und zweitens brauchtest Du Dir dann Deine niedlichen weißen Fingerchen nicht in der Küche mit Ruß zu beschwärzen."

„Ei, Väterchen, wenn ich ein Junge wäre, dann brauchte ich ja auch meine Finger nicht zu schonen.“

„Da hast Du wieder Recht; ferner aber würde ich Dich setzen und drucken lehren; Du würdest mir bei meinen Arbeiten Beistand leisten; wir würden zusammen den Tag mindestens zehn Francs verdienen, das wären monatlich dreihundert Francs, und dreitausend sechshundert jährlich — Denke nur! Und dabei rechne ich meine Manuscripte gar nicht einmal mit, mit deren Hilfe wir es vielleicht auf sechs, siebentausend Francs bringen könnten, ja vielleicht noch höher, vielleicht —“

Da die genannte Summe Ingénue schon ansehnlich genug erschien, blickte sie Rétif schelmisch lächelnd an.

„Nein, nein, Spaß bei Seite! Möglich wäre es schon. Sieh nur Herrn Mercier — Ach! und dann würden wir glücklich sein!“

Ingénue's schelmisches Lächeln verwandelte sich in ein melancholisches.

„Wir sind ja beinahe glücklich!“ sprach sie seufzend.

„Beinahe!“ rief Rétif aus. „O! — Philosophie der Unschuld! Beinahe! Du hast da ein wahres, ein großes Wort gesprochen, mein Herzenskind; ja, beinahe! wir sind beinahe glücklich.“

Rétif ward immer gerührter.

„Beinahe!“ fuhr er declamirend fort, „das ist das richtige Wort für die Dinge dieser Welt; beinahe glücklich ist der Millionair, der sich zwei Millionen wünscht; beinahe glücklich ist der königliche Prinz, der selbst König zu sein wünscht; beinahe glücklich ist

der Liebhaber, der noch mehr geliebt zu sein wünscht — — Ach, wie weiß ich es mir selbst Dank, Dich in der Philosophie auferzogen zu haben, meine liebe Ingénue! Du weißt oft erhabene Worte zu finden. Ich bin fest entschlossen, es nächstens anzubringen, zu Deinem Ruhme!"

Ingénue umarmte ihren Vater.

„Beinahe glücklich! O — ein ganzes Kapitel, ein Band, eine ganze Welt von Gedanken knüpft sich an dies eine Wort! — um ganz glücklich zu sein, fehlt uns fast Nichts, nur eine Kleinigkeit: Geld! — Ja, ja, wenn Du ein Junge wärst, Ingénue, so würden wir es haben, dieses elende Geld, und Du würdest dann nicht mehr nöthig haben zu sagen: Beinahe glücklich!"

„Je nun, so würde ich es vielleicht um anderer Ursachen willen sagen," meinte die philosophirende Ingénue, und dachte dabei an Christian.

„Das ist wahr," bestätigte Rétif; „wenn Du ein Junge wärest, würdest Du wahrscheinlich verliebt, oder ehrgeizig sein."

„Ehrgeizig? O nein, das schwöre ich Ihnen, mein Vater."

„Nun also, verliebt, und das ist noch schlimmer, obschon es wieder das Gute hat, daß es schneller vorübergeht."

Ingénue erhob ihre schönen, großen Augen mit einem Ausdruck des Zweifels zu ihrem Vater empor; es schien ihr unbegreiflich, daß es noch irgend eine Leidenschaft auf der Welt gebe, die länger dauern könne, als die Liebe.

„Apropos von Liebe!“ fuhr Rétif fort. „Weißt Du auch, daß wir teufelmäßig viel von der Liebe gesprochen haben diesen Abend?“

„Mit wem denn?“ frug Ingénue erstaunt.

„Mit Herrn Réveillon; das ist in der That ein ganz allerliebster Mann, so dumm er auch sonst ist.“

„Sie haben mit Herrn Réveillon über die Liebe gesprochen, mein Vater?“ frug Ingénue immer mehr staunend. „Ja, mein Himmel, bei welcher Gelegenheit denn?“

„O — bei allerhand Gelegenheiten. Ich habe ihm einige Stoffe zu Novellen erzählt. Er hat das Angenehme, dieser liebe Réveillon, daß er Nichts davon versteht, und trotzdem immer so thut, als ob er etwas davon verstünde, und sich niemals einen Einwurf, niemals auch nur eine Bemerkung erlaubt. Wie gesagt, ein ganz charmanter Mann.“

„Aber Sie sagten, daß Sie von Liebe mit ihm gesprochen?“

„Nun ja, in Bezug auf Auger.“

„Auger? Welchen Auger meinen Sie?“

„Welchen Auger soll ich meinen?“

„Wie, den Unsrigen?“

„Ja, den Unsrigen. Sieh, welch eine herrliche Tugend die Barmherzigkeit ist; jetzt nennst Du selbst diesen Mann: unseren Auger. Ja, ja, unser Auger! weißt Du wohl, mein Liebchen, daß dieser unser Auger ein wahres Kleinod, eine Perle von einem Menschen ist? Réveillon hatte erst einigen Verdacht, einige Vorurtheile gegen ihn; aber das ist jetzt Alles vorbei.“

„Wirklich? Nun, um so besser," sagte Ingénue zerstreut.

„Es giebt keinen intelligenteren Menschen auf der Welt, weißt Du!"

„Ich habe ihn nie für dumm gehalten."

„Oho! Nicht nur, daß er nicht dumm ist, er ist sogar ein ausgezeichneter Kopf, zuvorkommend, er weiß die Dinge vorher zu errathen und ist flink bei der Arbeit; er ist der Letzte, der sich zu Tisch setzt, und der Erste beim Aufstehen; er trinkt nur Wasser, er hält sich von den übrigen Arbeitern entfernt, lebt zurückgezogen; er hat sich schon durch die wunderbare Geschicklichkeit bemerklich gemacht, und dann — — He, he! ich weiß nicht, ob Du Dir ihn schon genauer angesehen hast, aber der Schelm ist gar nicht häßlich von Gesicht."

„Je nun!"

„Wie?"

„Ich finde ihn weder häßlich noch schön."

„Du bist verwünscht difficil! Seine Augen sind lebhaft; herrliche Zähne, er ist gut gebaut, robust, ohne gerade plump zu sein, ein nerviger Bursche, ein tüchtiger Arbeiter. Auf meine Ehre! Réveillon und seine Töchter sind ganz enthusiasmirt von ihm."

„Besser, daß er so ist," sagte Ingénue, „als wenn unsere Verwendung einem unwürdigen Subject zu Theil geworden wäre."

„Wohl gesprochen, meine Tochter, trefflich gesagt! Du hast da eben einen excellenten Satz construirt: als wenn unsere Verwendung einem unwürdigen Subject zu Theil geworden wäre; sehr gut gesagt, Ingénue! Ich bin ganz Deiner Meinung, mein

Kind, daß Augêr seinen Weg in diesem Hause machen wird."

„Gut für ihn," antwortete Ingénue höchst gleichgültig.

„Ich habe das gleich vorausgesehen," fuhr Rétif immer lebhafter fort. „Du weißt, Réveillons Töchter haben eine große Vorliebe für die Blumenzucht, sie ziehen die schönsten Rosen, Maaßlieben, Geraniums, und was weiß ich alles noch; da man aber seit acht Tagen ungemein mit der Ausstattung der älteren Mademoiselle Réveillon beschäftigt war, so ward der Garten sehr vernachlässigt."

„Das ist wahr; wie es scheint, wird es eine prachtvolle Ausstattung werden."

„Nun denke Dir: als der Teufels-Auger diese Verwilderung des Gartens bemerkt, kommt er einst auf den Einfall, um drei Uhr Morgens aufzustehen, zu graben, zu hacken, zu begießen, zu verschneiden, daß es aller Welt ein Räthsel war, wie der Garten, da sich Niemand um ihn bekümmert, so schön und frisch, wie im Frühling sein könne."

„Wirklich?"

„Wie Du begreifen kannst, war Réveillon bezaubert, und seine Töchter noch viel mehr; man sucht, man forscht, man zerbricht sich den Kopf — Nichts! Endlich legt man sich auf die Lauer und entdeckt meinen Schelm, schaufelnd und arbeitend wie ein Negersklave, und dabei bemüht, sich zu verbergen wie ein Dieb."

„Was sollte denn das bedeuten?" frug Ingénue lachend.

„Warte nur; dasselbe fragte ihn auch Réveillon,

als er ihn entdeckte. Nun, Herr Auger," sagte er, „ich glaube gar, Sie machen den Gärtner meiner Tochter? Sie bürden sich da einen Zuwachs an Arbeit auf, ohne Lohn dafür zu fordern?"

—Ach, Herr Réveillon, erwidert Auger, ich bin ja schon hinreichend dafür bezahlt.

—Wie so, Auger?

—Allerdings, mein Herr, weit über mein Verdienst bezahlt.

—Womit denn? Lassen Sie hören.

—Herr Réveillon, sind Ihre Töchter nicht die vertrauten Freundinnen von Herrn Rétifs Tochter?

—Nun ja freilich.

—Haben sie daher nicht oft Veranlassung genommen, dieser Blumengeschenke zu machen?

—Das wohl.

—Nun denn, Herr Réveillon, wenn Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel deuten wollen, so sage ich Ihnen, daß ich für Mademoiselle Ingénue arbeite." —

„Für mich?" rief Ingénue verwundert.

„Warte nur, Du wirst gleich noch mehr hören!" fuhr Rétif fort, „Und wenn ich mir die Dornen in die Hände steche, sprach Auger weiter, wenn ich die Erde mit meinem Schweiße tränke, dann sage ich mir: Das ist immer noch zu wenig, Auger! Du bist Mademoiselle Ingénue Dein Blut, Dein Leben schuldig! Möchte doch der glückliche Augenblick kommen, wo Du das eine für sie vergießen, das andere für sie aufopfern kannst, und dann soll man sehen, ob es Auger an

Gedächtniß für empfangene Wohlthaten und an einem dankbaren Herzen fehlt."

Ingénue sah ihren Vater mit einem Ausdruck des Zweifels an.

„Das hat er gesagt?" sprach sie, ein klein wenig erröthend.

„Es kommt noch besser, mein Kind, es kommt noch besser!"

Ingénue senkte den Kopf und runzelte die Stirn.

„Genug," fuhr Rétif fort, „Auger hat sich immer mehr als ein ganz vortrefflicher Junge bewährt, und Réveillon hat ihn schon auch dafür belohnt."

„So? Und in wie fern?"

„Auger ist, wie ich es auch vorhergesehen und gesagt habe, keineswegs zu einem gewöhnlichen Handarbeiter geschaffen; er schreibt eine wunderschöne Hand, er rechnet wie ein Mathematiker, und dann hat auch Herr Réveillon, oder vielmehr Mademoiselle Réveillon bemerkt, daß er auch sehr feine, zierliche Hände hat, die nichts weniger, als für grobe Arbeit geschaffen sind; genug, mein Freund Réveillon hat unsern Auger aus den Werkstätten weggenommen und als Expeditionnair ins Bureau versetzt. Das ist eine ganz niedliche Stelle; zwölfhundert Francs des Jahres und freien Unterhalt!"

„O ja, eine recht gute sogar," sprach Ingenue gleichgültig.

„Trotzdem wiegt sie aber noch nicht im entferntesten die Stelle auf, die er um seiner Bekehrung willen verloren hat. Das sagte ihm Réveillon auch; Auger, sagte er zu ihm, Sie werden freilich in meinem Hause keine prinzliche Küche finden; Sie werden sie nehmen

müssen, wie sie ist. — Das ist stark von Réveillon, mußt Du wissen, so etwas einem Auger zu sagen, denn er ist stolz wie ein spanischer Hidalgo; aber was willst Du, Kind! dieser verwetterte Auger versteht nun einmal die Kunst, alle Welt zu behexen, sogar die Charaktere wandelt er um — Ach, mein Herr, antwortete er — jetzt höre wohl auf seine Antwort, mein Kind — ach, mein Herr, das trockne Brod des ehrlichen Mannes schmeckt besser, als die Fasanen des Lasters! — He? was sagst Du dazu?"

„Je nun, lieber Vater, Ihre Meinung in Ehren, aber die Phrase scheint mir denn doch sehr gezwungen; ich finde die Fasanen des Lasters gewaltig gedrechselt."

„Ei, seht doch den kleinen Censor! Aber Recht hast Du, die letzte Hälfte des Satzes ist allerdings etwas gesucht, etwas prätentiös. Ja, siehst Du, mein Kind, die Tugend hat auch ihre Exaltation, die sehr leicht in die Redeweise übergeht; es giebt auch einen Tugendrausch, und in diesem befindet sich Auger jetzt. Das ist übrigens nur lobenswerth und man muß ihn darin aufmuntern; darum habe ich es auch mit den Fasanen des Lasters nicht so gar streng genommen. Dagegen wirst Du mir zugeben müssen, daß die erste Hälfte des Satzes ganz untadelhaft ist: Das trockene Brod des ehrlichen Mannes — das hat Klang, das — das ist kräftig. Ich glaube, auf dem Theater müßte der Satz gute Wirkung machen."

Ingénue bejahete nur mit dem Kopfe, ohne weiter etwas zu sagen.

Während dieser Abhandlung hatte Rétif seinen ge-

treuen Oberrock mit einem etwas grotesken Nachtnegligée vertauscht, in dem er jedoch freier zu seinen Declamationen gesticuliren konnte.

„Seltsamer Wechsel alles Irdischen!" rief Rétif aus, als er sich nun behaglicher in seinen Bewegungen fühlte, „Schläge des Schicksals! Launen des Lebens! Spiele des Herzens! Da haben wir nun einen Mann, den wir haßten, den wir verabscheuten, in dem wir unsern Todfeind sahen, einen Elenden, den Du und ich mit Freuden am Galgen gesehen hätten! He?"

„Am Galgen?" versetzte Ingénue mit Widerwillen. „Lieber Vater, Herr Auger war zwar äußerst strafbar, aber am Galgen — da scheinen Sie mir denn doch etwas zu weit zu gehen."

„Nun ja, ich übertreibe vielleicht ein wenig, mein Liebchen; das ist so Dichterart, und ich bin nun einmal ein Dichter. Pictoribus atque poetis, wie Vater Horaz sagt. Gleichviel, bleiben wir beim Galgen stehen; denn, wenn Du ihn auch nicht dahin geschickt hättest, ich, ein Mann, ich, Dein Vater, den er in seinen heiligsten Gefühlen, an seiner Ehre angetastet hat, ich hätte ihn nicht nur mit Freuden hängen, sondern auch noch köpfen und rädern sehen! Nun also — und heute findet es sich, daß dieser selbe Mensch der beste, der rechtschaffenste Mann von der Welt ist, daß er zu seiner Reue auch noch die vollständigste Besserung fügt, daß er allen Lobes doppelt würdig ist, nicht allein, weil er das Gute thut, sondern weil er es thut, nachdem er so viel Böses gethan hat — O Vorsehung!"

Ingénue hatte schon mehrmals ihren Vater etwas

besorgt angesehen, jetzt fing sie aber an, sich wirklich ob seiner Exaltation zu ängstigen.

Er aber fuhr fort:

„Herrliche Worte des Gesetzgebers Jesus: Derjenige, der bereuet, ist besser, als der, der niemals gesündigt hat!“

„Warum nennen Sie unsern Herrn und Heiland Jesus Christus einen Gesetzgeber?“ frug Ingénue.

„Schon gut, schon gut, mein Kind,“ antwortete Rétif, „wir anderen Philosophen, wir wissen schon, was wir damit sagen wollen. Also: ich finde, daß Auger ein ehrlicherer Mann ist, als tausend Andere, und weiß es ihm doppelt Dank, weil Du es bist, die seine Bekehrung herbeigeführt hat.“

„Ich, mein Vater?“

„Ja, ja, Du! Erkennst Du denn bei alle dem nicht jene geheime Stimme des Herzens, jene Triebfeder aller edlen und schönen Handlungen in dieser Welt? Wenn Auger Dich nicht liebte, nimmermehr würde er so gehandelt haben!“

„Mein Vater!“ rief Ingénue, vor Zorn und Schaam erröthend.

„Was sage ich, lieben!“ declamirte Rétif immer fort; „anbeten, vergöttern muß man Jemand, um solche Opfer zu bringen! Alles, Alles hat er aufgeopfert! Hier können wir wahrlich nicht sagen: Auger ward tugendhaft aus Liebe zur Tugend! — o nein! das würde der Irrthum sein, in den gewöhnliche Menschen verfallen; das war eben der Irrthum dieses ehrlichen Pfarrers Bonhomme und des würdigen Herrn

Tapetenfabrikanten, die alle Beide Augers Besserung nur einer Regung des Gewissens zuschreiben. Nein, mein Kind, nein! Auger ist ein guter Mensch geworden, aber nicht aus Liebe zur Tugend, sondern kraft der Tugend der Liebe!"

Ingénue ließ das geistreiche Wortspiel auf sich beruhen.

Rétif sah befremdet auf, denn er schien diesen Abend, so zu sagen, eine Schelle an jedes seiner Worte zu hängen, damit es mehr klingen sollte.

„He, he, he!" lachte er mit dem Ausdrucke vollkommenster Selbstzufriedenheit; „auf meine Ehre! ich glaube, ich habe da etwas ganz Vortreffliches gesagt? Wahrhaftig, ich wundere mich, daß Du, Ingénue, die der Himmel mit einem so feinem Sinn für dergleichen Dinge begabt hat, diese Wendung nicht aufgefaßt hast. Die Liebe der Tugend, und die Tugend der Liebe! Meinst Du nicht, daß das einen köstlichen Titel für meine nächste Novelle, ja für einen ganzen Roman abgeben würde?"

Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, umarmte Rétif seine Tochter und zog sich in seinen Alkoven zurück. Fünf Minuten darauf hatte ihn schon die Befriedigung, einen so herrlichen Titel gefunden zu haben, vielleicht auch der Dunst des genossenen Weines in sanften Schlummer gewiegt, und er genoß den Schlaf des als Mensch wie als Dichter doppelt mit sich Zufriedenen.

Was Ingénue betraf, so zog auch sie sich in ihr Kämmerchen zurück, aber keineswegs zum Schlafe ge-

neigt; zwei Räthselfragen beschäftigten ihren Geist noch lange: erstens, was diese plötzliche Schwärmerei ihres Vaters für Herrn Auger zu bedeuten habe; zweitens und vorzüglich aber: wie sich Christians gänzliches Verschwinden erklären lasse?

VII.

Herr Auger als Verliebter.

Uebrigens war Alles, was Réveillon Rétif, und Rétif seiner Tochter in Bezug auf Auger gesagt, die reinste Wahrheit.

Auger schien sich unter dem Einflusse des geheimen Feuers, das ihn verzehrte, zu verdoppeln, zu verdreifachen, zu vervierfachen!

Die Arbeit schmolz und verschwand unter seinen Händen mit einer Schnelligkeit, die seine Bureaugenossen schwindlich machte.

Aus dem Schwindel gingen sie zu kaltem Schweiß über, was jedem, der das Innere eines Bureaux nur eine Viertelstunde lang beobachtet hat, unbegreiflich erscheinen wird.

Der Beamte in einem Regierungsbureau hat zu allen Zeiten für einen Faullenzer gegolten und wird in Ewigkeit dafür gelten, ob mit Recht oder Unrecht,

wollen wir dahin gestellt sein lassen; genug, das Vorurtheil ist einmal fest begründet; soviel indeß ist gewiß, daß der Privat-Bureauarbeiter jenem in Nichts nachsteht, wenn er es irgend möglich machen kann.

Eine Ausnahme macht natürlich derjenige Expeditionsschreiber, der nach der Bogenzahl honorirt wird.

Der Vorwand einer schönen, leserlichen, regelrechten Handschrift, deren man sich befleißigt, nimmt ganz besonders einen großen Theil der Arbeitszeit weg; das wissen die Herrn Calligraphen recht wohl, und mißbrauchen es oft zur Ungebühr. Während ein solcher die Höhe und Entfernung, die Länge und Eintheilung der Zeilen berechnet, seinen Anlauf in einem kunstvoll verschnörkelten Anfangsbuchstaben nimmt, hat ein gewöhnlicher Scriblifax häufig schon eine halbe Seite vollgekritzelt.

Auger schrieb so schön, wie unser berühmter Calligraph Saint-Omer, — den unser geistreicher Freund Henri Monnier noch berühmter gemacht hat, — allein nicht immer; er errieth mit merkwürdigem Scharfblick, was sorgsam gepflegt, was rasch befördert werden mußte; statt seine Buchstaben zu allen Zeiten und unter allen Umständen gleich zierlich zu drechseln, wie ein gewöhnlicher Expeditionnär gethan haben würde; überall wo es nicht auf eine schöne Handschrift ankam, war er sparsam mit großen Buchstaben, Schnörkeln und Verzierungen, und so kam es denn, daß er Facturen, Bestellungen, Quittungen dutzendweis abfertigte, während sein Bureaugenosse kaum die Ueberschrift eines einzigen Stückes fertig hatte.

Der durch diese Schnelligkeit weit überholte College

schien dagegen den Tag über gar Nichts gemacht zu haben, und ebenso der Cassirer, dem seine Sortenzettel, seine Recipisse, sein Hauptbuch mit Haben und Sollen früher vollauf zu thun gegeben hatten.

Réveillon, der bisher an diesen beiden Leuten zwei Phönixe besessen zu haben meinte, bemerkte im Gegentheil, daß von den Dreien nur der Eine ein solcher sei: Auger hatte die beiden anderen vollständig ihres falschen Glanzes beraubt.

Die Folge von dem Allen war, daß der arme Cassier, schon verwirrt einen solchen Bureaugoliath zur Seite zu haben, der für sich allein die Arbeit von drei Menschen spielend erledigte, ganz den Kopf verlor und sich in seinen pythagoräischen Tabellen gar nicht mehr zurecht zu finden wußte. Ganz natürlich fielen nunmehr gröbliche Rechnenfehler vor, und je mehr der Cassier den Kopf verlor, je mehr verfinsterte sich Herrn Réveillons Jupitersstirn, so daß der ganze Olymp der Faubourg-Saint-Antoine davor hätte zittern mögen.

Auger, als schweigsamer Duckmäuser, lauerte nur auf die Gelegenheit, wo der Cassier irgend eine Hauptdummheit begehen würde, die sich denn auch sehr bald fand.

Eines Tages brachte ein ehrlicher Käufer ein Cassenbillet von sechzig Livres zurück, das ihm der Cassier auf einen Schein von tausend Livres bei einer Bezahlung zuviel herausgegeben hatte.

An dem Tage konnte sich Réveillon nicht enthalten, ganz laut zu sagen:

„Ich habe bis jetzt Mitleid mit diesem Manne gehabt, weil er Frau und Kinder zu ernähren hat,

allein ich sehe, daß ich ihn nächstens aus meinem Dienst werde entlassen müssen."

Auger aber, den die Demoiselles Réveillon anspornten, den deren Vater vergötterte, der sich gegen Rétif übertrieben kriechend zeigte und vor Ingénue, wenn er sie nur von fern gewahrte, fast die Knie beugte, Auger machte Riesenschritte in seinem neuen Berufe.

Eines Tages lauerte er Réveillon im Gange auf, der zur Casse führte. Der Cassier war so eben nach beendigtem Tagewerke heimgegangen und der außer Athem gesetzte Commis hatte seine gewöhnliche Arbeit verdoppelt, ohne nur halb so viel wie Auger zu Stande gebracht zu haben.

Wir sagten zwar, daß Auger auf Réveillon lauerte; dennoch wußte er es so geschickt einzurichten, daß der Prinzipal denken mußte, es sei eine ganz zufällige Begegnung.

Der Tapetenfabrikant schwamm eben in einem Meere von Zufriedenheit und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ach mein lieber Auger!" rief er; „eben recht, daß ich Sie hier treffe, um Ihnen mein Kompliment zu machen."

„Ach, Herr Réveillon," erwiderte Auger mit hündischer Demuth, „ich bitte Sie, spotten Sie meiner nicht; ich schwöre Ihnen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich so schlecht arbeite!"

„Wie? was sagen Sie da?" sprach der Fabrikant verwundert.

„Ich bitte Sie nur, Herr Réveillon, mit meinem Unglück Nachsicht zu haben."

„Ich verstehe Sie nicht, Freundchen."

„Und ich weiß recht wohl, daß ich Sie bestehle."

„He?"

Auger wiederholte dieselben Worte mit noch erbärmlicherem Gesicht.

„Sie bestehlen mich! In wie fern?"

„Ich stehle Ihre Zeit."

„Zum Beispiel! das müssen Sie mir wirklich erklären, Herr Auger, Sie, ein wahres Phänomen."

„Ach, Herr Réveillon!"

„Sie sagen, Sie stehlen mir die Zeit, Sie, der Sie allein mehr Arbeit erledigen, als die beiden anderen Faullenzer zusammen?"

„Ach, Herr Réveillon!" stöhnte Auger, kläglich den Kopf schüttelnd, „ich würde wohl noch einmal so viel leisten können, ohne das Unglück, das mich betroffen hat!"

„Welch' ein Unglück?"

Auger erhob den Blick schwermüthig zum Himmel empor:

„Ach! reden wir nicht mehr davon, sondern erlauben Sie mir vielmehr — "

„Was soll ich Ihnen erlauben? Lassen Sie hören."

„Ja, ein großes Unglück ist es für mich, mein Herr, denn ich fühlte mich in jeder Hinsicht so wohl, so glücklich in Ihrem Hause."

„Oho! sollten Sie gar auf den unglücklichen Gedanken kommen, mich verlassen zu wollen?"

„Früher oder später wird es doch geschehen müssen, und leider muß ich sagen, je früher, je besser!"

„Wenigstens nicht, hoffe ich, ohne mir die Ursache mitgetheilt zu haben?“

„Ach, Herr Réveillon! wie dürfte ich es wagen, Sie mit dergleichen Vertraulichkeiten zu belästigen?“

„Im Gegentheil, alle Wetter! das verlange ich von Ihnen. Wenn Jemand mein Haus verläßt, so will ich auch wissen warum!“

„Ich habe es Ihnen gesagt.“

„Sie haben mir zwar gesagt, daß Sie mir die Zeit stehlen, aber mich soll der Böse holen, wenn ich weiß, wie Sie das meinen!“

„Durch meine Zerstreutheit, Herr Réveillon.“

Réveillon brach in ein lautes Gelächter aus.

„Sie, Herr Auger, leiden an Zerstreutheit? das ist mir etwas Neues.“

In der That war der Tapetenfabrikant sehr verwundert, wie ein Mann so sehr sein eigener Feind sein könne, sich da selbst anzuklagen, wo jeder Andere sich gebrüstet haben würde.

„Wenn es noch irgend ein Heilmittel für mein Unglück gäbe,“ fuhr Auger in demselben Tone fort, „so könnte ich es allenfalls wagen, Ihre Geduld und Nachsicht noch länger zu mißbrauchen; leider aber giebt es keines.“

„Ja, von welchem Unglück reden Sie denn eigentlich, zum Teufel! Erklären Sie sich doch! Nennen Sie etwa Ihre angebliche Zerstreutheit — von der ich übrigens noch nicht die Spur gemerkt habe, — ein Unglück? Lassen Sie hören.“

„Ja, es ist ein Unglück, und ein um so schlimmeres, Herr Réveillon, als es von Tag zu Tag wächst.

Wenn der Kummer sich einmal des Herzens eines Mannes so ganz bemächtigt hat, dann ist er für immer verloren!"

„Armer Junge! Sie haben Kummer?"

„Bis in meine innerste Seele, Herr Réveillon."

„Was fehlt Ihnen? Heraus mit der Sprache! Brauchen Sie Geld?"

„Geld? Mein Himmel! ich müßte mehr als undankbar sein, wenn ich dies sagte; Sie zahlen mir ja schon doppelt so viel als ich werth bin."

„Es ist köstlich, auf meine Ehre! Sollten Sie zufällig etwa noch Gewissensbisse verspüren?"

„Gott sei Dank, nein! Der Friede ist wieder in meine Seele eingekehrt, und der Ihres Hauses befestigt ihn täglich mehr."

„Nun, dann sehe ich in der That nicht — —"

„Ich liebe ohne Hoffnung — und ohne Gegenliebe!"

„Alle Wetter! Ingénue vielleicht?" rief der Tapetenfabrikant, wie von einem plötzlichen Blitzstrahl erleuchtet."

„Sie haben es errathen."

„Teufel noch einmal!"

„Wahnsinnig verliebt in Mademoiselle Ingénue!"

„Sieh, sieh, sieh!"

„Und Sie schaudern nicht?"

„Nicht im Geringsten."

„Sie bedenken nicht, welchen Abscheu ich ihr eingeflößt habe?"

„So etwas legt sich, Herr Auger, wenn es sich nicht schon gelegt hat."

„Aber bedenken Sie doch, was Alles zwischen uns liegt!“

„Papperlapapp! Man hat schon Brücken über breitere Ströme geschlagen.“

„So erwägen Sie doch wenigstens — indem Sie so mit mir sprechen —“

„Nun, was?“

„Scheint es ja fast, als wollten Sie mir Hoffnung machen?“

„Ob ich das will? Parbleu! Freilich möchte ich das, und ich hoffe auch es zu können.“

„Wie, mein Herr! Und Sie scherzen nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Ich dürfte hoffen, daß Sie —“

„Was ich dazu beitragen kann, soll gewiß geschehen.“

„Ach, Herr Réveillon!“

„Und warum nicht? Sie sind ein geschickter Arbeiter, ein ehrlicher Mann; Sie beziehen bis jetzt nur einen mittelmäßigen Gehalt, den ich aber erhöhen werde.“

„O nein, Herr Réveillon! das verlange ich nicht, aber wenn Sie es dahin bringen könnten, daß Mademoiselle Ingénue mich nicht verabscheute, daß sie an die Aufrichtigkeit meiner Wünsche für ihr Glück glaubte, daß sie mich nicht zurückstieße, wenn ich ihr gestehe, wie heiß, wie unaussprechlich ich sie liebe; wenn Sie das könnten — dann hätten Sie mehr für mein Glück gethan, als wenn Sie mir die Stelle Ihres Cassiers gäben — ja, mehr noch, als wenn Sie mir einen Gehalt von tausend Thalern verwilligten! Ich würde

Sie bitten, mich mit Arbeit zu belasten so viel Sie wollen, ich würde nicht davor zurückschrecken, mich niemals beklagen, nie einen Sou Erhöhung verlangen! Mit einem Worte, Herr Réveillon: erlangen Sie die Hand von Mademoiselle Ingénue für mich, und Sie sollen sich an mir bis zu meinem letzten Athemzuge den treuesten, dankbarsten Diener erworben haben."

Genug, Meister Auger wußte Réveillon so geschickt in das Netz seiner verliebten Eloquenz zu verstricken, daß der im Grunde gutmüthige Tapetenfabrikant überzeugt, gerührt, entzückt ward.

„Weiter ist es also Nichts?" frug er.

„Wie? weiter Nichts?" rief Auger erstaunt.

„Ich sage, daß Sie weiter Nichts begehren, als Mademoiselle Ingénue zu heirathen?"

„O mein Gott! an ein solches Glück wage ich gar nicht einmal zu denken!"

„Wer Sie so hörte, sollte wahrhaftig denken, es handle sich um eine Prinzessin von Geblüt! Wer ist denn, genau betrachtet, diese Mademoiselle Ingénue?"

Der Tapetenfabrikant fand nämlich, daß Augers allzugroße Verzückung für Rétifs Tochter die Demoiselles Réveillon ein wenig herabsetze.

„Wer sie ist? Ach, mein Herr! ein schönes, ein tugendhaftes, ein anbetungswürdiges Mädchen!"

„Ganz recht, aber ohne einen rothen Heller im Vermögen."

„Ihre Tugenden sind eine Million werth!"

„Die Sie ihr erwerben werden, mein bester Auger?"

„Das hoffe ich! O — ich fühle die Kraft dazu

in mir, eine Liebe wie die, welche ich für sie empfinde, und der Eifer Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, werden wir es möglich machen helfen!"

„Nun denn, mein Freund," sprach Réveillon mit wichtiger Miene, „so hören Sie, was Sie zu thun haben."

„Ach ja! rathen, helfen Sie mir!"

„Fürs Erste, der Vater hat Gewalt über sein Kind, und Herr Rétif scheint mir ganz zu Ihren Gunsten gestimmt."

„Glauben Sie?"

„Sie müssen ihn vollends erobern."

„An meinem Bestreben soll es nicht fehlen."

„Rétif ist sehr empfänglich für Aufmerksamkeiten."

„Würde er wohl ein kleines Geschenk von mir annehmen?"

„Wenn es ihm auf zarte Weise angeboten würde, warum nicht?"

„Die Liebe, die ich zu seiner Tochter hege, und meine Hochachtung für ihn, werden mich Mittel und Wege finden lassen."

„Laden Sie ihn zu Tisch."

„Gut!"

„Und beim Dessert erschließen Sie ihm Ihr Herz."

„Ich werde nicht den Muth dazu haben."

„Ei so gehen Sie doch!"

„Es ist auf meine Ehre so wie ich Ihnen sage!"

„Narrenspossen! — Dann wenden Sie sich an das Mädchen selbst, die ich schon vorher durch Mesdemoiselles Réveillon, ihre Busenfreundinnen, zu Ihren Gunsten bearbeiten lassen werde.

„So viel Güte, mein Herr! — “

Auger faltete die Hände, wie von Dankbarkeit überwältigt.

Réveillon faßte die beiden Hände in die seinigen.

„Sie verdienen es, mein lieber Auger,“ sprach er würdevoll, „und da Ihr Glück davon abhängt, so will ich es, verstehen Sie mich? ich will, daß Sie glücklich sein sollen!“

Auger entfernte sich voller Freude.

Réveillon hielt Wort.

Er ließ Ingénue durch seine Töchter bearbeiten, und Rétif durch Auger.

Endlich griff er letzteren selbst an.

Das Resultat dieser combinirten Angriffsweise war, daß Rétif eine schöne goldene Uhr und eine Einladung zum Mittagessen von Auger annahm.

Ingénue blieb allein noch übrig.

Aber die Demoiselles Réveillon redeten ihr so eindringlich zu, daß das arme junge Mädchen endlich einwilligte, Herrn Rétif nach dem Prés-Saint-Gervais, wo das Mittagsmahl stattfinden sollte, zu begleiten.

VIII.

Christians Reconvalescenz.

Und was ging in dem Stallgebäude des Grafen von Artois vor, während am entgegengesetzten Ende von Paris sich Alles gegen Christians Lebensglück verschwor?

Seine Mutter hatte ihn nicht eine Minute verlassen; den Tag über saß sie in dem alten Armstuhle am Kopfende seines Bettes; des Nachts lag sie auf einem Bett, das sie dicht neben dem seinigen hatte aufschlagen lassen.

Mehr wie zwanzig Mal hatte es Christian versucht, sie durch die Versicherung, daß er sich bedeutend besser fühle, auf einige Zeit von sich zu entfernen; sie hatte es hartnäckig verweigert.

Die Mutterliebe gab sich bei der Gräfin Obinska, wie alle ihre anderen Gefühle, durch den Ausdruck ei-

ner Willensfestigkeit kund, gegen welche es Christian gar nicht einmal in den Sinn kam, ankämpfen zu wollen.

Stets bereit, jede Bewegung ihres Sohnes zu bewachen, ihm jede nur denkbare Sorgfalt zu widmen, ja sogar seinen Schlummer belauschend, war es ihr zwar gelungen den Körper zu heilen, ohne zu gewahren, welches Leid sie wider Wissen und Willen seiner Seele zugefügt.

So flossen die Tage und Nächte gleich Jahrhunderten für den armen Kranken dahin; er zählte die Stunden, die Minuten, die Secunden; man hätte sagen mögen, er trieb sie mit aller Kraft und Beständigkeit seines Willens vor sich her.

Nach dem Ausspruche Marats sollte Christian das Bett vierzig Tage hüten. Länger als eine Woche vor dem Ablaufe dieser Frist behauptete Christian, daß er so weit wieder hergestellt sei, um aufstehen zu können; aber den unerbittlichen Kalender in der Hand, hielt die Gräfin den jungen Mann ins Bett gebannt, bis die vierundzwanzigste Stunde des vierzigsten Tages abgelaufen war.

Endlich und endlich hatte die so heiß ersehnte Stunde geschlagen, wo es dem jungen Manne verstattet ward die ersten Schritte im Zimmer zu versuchen, die ihn nach zehn anderen Tagen bloßen Zimmerarrestes zu Ingénue tragen sollten.

Noch sehr hinkend schleppte er sich bis zu seinem dicken, mitten im Zimmer ausgebreiteten Pelz, und streckte und dehnte sich auf demselben, wie kleine Kinder, die anfangen ihre Kräfte zu probiren.

Dann bewegte er sich; der Schmerz war verschwunden, das Fleisch und die Muskeln hatten wieder Festigkeit erlangt, der Reconvalescent konnte ohne sonderliche Beschwerde auf dem verwundeten Beine stehen.

Nach und nach übte er sich, den Umkreis des Zimmers zu begehen, und als ihm dies leicht geworden war, dehnte er seine Versuche auf ein kleines Treppchen von fünf Stufen aus, die ihm, mit Unterstützung seiner Mutter, hinauf und herabzusteigen gelangen.

Bald ward ihm verstattet am Arme seiner Mutter unter den Bäumen des Hofes ein wenig Luft zu schöpfen, um seine Lungen und seinen Kopf an den Einfluß einer anderen Atmosphäre, als der des Krankenzimmers, zu gewöhnen.

Und so ward er nach wenigen Tagen fast ganz wieder so, wie er vor seinem Unfalle gewesen war.

Zwei Mal schon war es ihm gelungen sich Papier und Bleistift zu verschaffen, zwei Mal schon hatte er den Schlummer seiner Mutter benutzt — die sich nur ein wenig Schlaf verstattete, wenn sie ihn schlafend sah, oder wähnte, — um einige Zeilen an Ingénue zu schreiben; was aber sollte nun mit den beiden Billetchen werden? wem sollte er sie anvertrauen? durch wen sollte er sie nach der Bernhardinerstraße senden? Er stand in keinerlei Verbindung mit den Leuten des Hauses, als durch Albertine, die ihm einen tiefen Widerwillen einflößte, und was Marat selbst betraf, so wäre dieser sicher der letzte gewesen, dem der junge Mann seine Leidenschaft für die Tochter Rétifs de la Bretonne hätte anvertrauen können.

Die beiden Briefchen blieben also in der Tasche des jungen Mannes verborgen, wo er sie immer noch in der Hoffnung aufbewahrte, daß sich eine günstige Gelegenheit finden würde, die sich aber nicht fand.

Eines nur tröstete Christian, nämlich daß er seine Kräfte fast stündlich zunehmen fühlte und folglich den Tag seiner Befreiung schon mit Sicherheit vorausbestimmen konnte.

Endlich erschien der glückliche Tag; Christian durfte spazieren fahren — aber leider im Wagen und an der Seite seiner Mutter. Vergebens rollte der Wagen durch die schönsten Straßen, Promenaden und Plätze von Paris dahin — ach! die Bernhardinerstraße war die einzige, durch die Christian hätte fahren mögen. Wie aber konnte er es wagen, dem Kutscher in Gegenwart der Gräfin Obinska zuzurufen: „Fahre mich nach der Bernhardinerstraße!“

Man mußte wieder nach den Ställen des Grafen von Artois zurückkehren, weil Marat streng darauf bestanden hatte, sich selbst noch einmal von dem Zustande des Reconvalescenten nach dieser ersten Spazierfahrt zu überzeugen, bevor er ihn ganz aus seiner ärztlichen Behandlung entließe.

Der Erfolg war ein zufriedenstellender, und so ward denn entschieden, daß Christian, nach einem Aufenthalte von fünfzig und einigen Tagen in Marats Wohnung wieder in das Hôtel seiner Mutter zurückkehren dürfe.

Diese Abschiedsscene Christians und seiner Mutter von dem Arzte dürfte kaum genügend zu schildern sein; dennoch wollen wir es versuchen.

Marat hatte sich zu diesem seinem letzten Krankenbesuche so zu sagen schön gemacht; er hatte seine Person mit allem ihm zu Gebote stehenden Luxus umgeben. Was wollte, was beabsichtigte er? Wieder auf einen Augenblick jener junge Mann von ehedem, jener Marat Polens zu werden? Durch seinen Anblick das Herz der Gräfin Obinska zu einer Erinnerung zwingen, welche sein bloßer Name, wie es den Anschein hatte, nicht zu erwecken vermochte? Wir wissen es in der That nicht zu sagen.

So oder so, war doch seine Mühe jedenfalls eine vergebliche; nur das Kleid war untadelhaft, der Schneider hatte sein Möglichstes gethan; Nichts fehlte — als ein anderer Mensch hinein!

Allein die Gräfin schien sich, obgleich sie Marats Blick durchaus nicht vermied, nicht im Entferntesten zu erinnern, daß sie Marat jemals anderswo als am Krankenbett ihres Sohnes gesehen habe, und sprach ihren Dank für Alles was er gethan, in eben so höflichen als ruhigen Worten aus.

Als daher Marat den schönen jungen Mann gehen sah, heiter dem Gedanken seiner bevorstehenden Freiheit entgegenlächelnd, und sich dann selbst im Spiegel sah, suchte er zu seinem eigenen Trost irgend eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem ehemaligen Lehrer der Gräfin Obinska herauszufinden. Leider war seine Mühe eben so vergeblich, wie seine elegante Toilette. Das Mutterauge las deutlich in seiner Seele.

„Mein Herr," sprach die Gräfin lächelnd, „Sie bewundern diese Gesundheit, nicht wahr? Die schöne Kur, welche Sie vollbracht haben?"

„Ja, Madame,“ erwiderte Marat, „ich kann nicht leugnen, daß ich mein Werk bewundere.“

Bei diesen Worten überflog eine plötzliche Flammenröthe die sonst bleichen Wangen der Gräfin, die aber eben so schnell wieder verschwand, um ihrem gewöhnlichen Ausdruck von Kälte und Hoheit Platz zu machen.

„Sie haben das Recht, nicht bescheiden zu sein, mein Herr,“ sprach sie stolz; „die Kur macht Ihrer Kenntniß alle Ehre.“

„Nicht wahr?“ erwiderte er mit einem leisen Anflug von Hohn; „aber Sie können sich nicht denken, was ein fester Wille vermag, Madame; für diesen jungen Mann hätte ich Dinge ermöglicht, die des Gottes Aesculap selbst würdig gewesen wären.“

Christian verbeugte sich, ein wenig verlegen ob dieser, eine Art geheimen Einverständnisses zwischen seiner Mutter und Marat verrathenden Blicke, die er bisher noch nicht an ihnen wahrgenommen hatte. Dem jungen Edelmanne schien es, als ob zwischen dem Kranken und dem Hergestellten immer noch der Abstand des plebejischen Respects obwalten müsse.

Die Gräfin that, als ob sie eben so wenig Marats unverschämte Anspielung als die Verlegenheit ihres Sohnes bemerkt hätte.

„Wie dem auch sei, mein Herr,“ sprach sie, „darf uns doch die Dankbarkeit keinenfalls abhalten, unsere Rechnung in Ordnung zu bringen.“

Jetzt überflog Marats Antlitz jene glühende Zornesröthe, wie vorher das der Gräfin.

„Geld?“ rief er; „schnödes Metall?“

„Mein Herr,“ entgegnete sie mit fürstlichem Hochmuthe, wir sind gewöhnt, nur stets in Gold zu bezahlen.“

Marat richtete sich hoch auf.

„Wollen Sie mich demüthigen?“ frug er.

„Im Gegentheil, mein Herr; wollen Sie mir gefälligst erklären, in wiefern ein Chirurg gedemüthigt wird, wenn man ihn für seine Dienstleistungen reich honorirt?“

„Madame, mir scheint es, Sie vergessen zu sehr, was Marat ist: Marat ist nicht allein ein Chirurg, Marat ist —“

Er trat mit verschränkten Armen einen Schritt näher an sie heran und sah ihr starr ins Gesicht:

„Wissen Sie auch was Marat ist?“

Die Gräfin biß sich auf die Lippen.

„Marat,“ fuhr er mit fürchterlicher Betonung fort; „Marat, das ist mein Name! wissen Sie das wohl, Madame, oder wenn Sie es vergessen haben, soll ich Sie daran erinnern?“

Aber die stolze Sarmatin hatte bereits ihre Fassung wieder erlangt.

„Ich weiß es recht wohl, mein Herr,“ sprach sie mit verstelltem Erstaunen, „und Sie haben ja hinreichend dafür gesorgt, daß ich es niemals vergessen werde. Sollte mir dieser Name etwa noch irgend eine Verpflichtung auferlegen, der ich mich vielleicht zu entziehen suchte? Ich versichere Ihnen, Herr Marat, daß das sehr gegen meinen Willen sein würde.“

Marat war wie niedergedonnert von diesem Aplomb; er verstummte.

Aber das genügte der unerbittlichen Gräfin nicht; sie bohrte ihre Blicke so fest in die seinigen, bis er die Augen niederschlug, wie geblendet von dem strafenden Glanze dieser Sterne.

„Demnach also —" fuhr sie fort, „wir, mein Sohn und ich, verlassen jetzt Ihre Wohnung, die Sie uns so gefällig abgetreten haben. Vor allen Dingen bitte ich Sie daher, alle Unbequemlichkeit zu verzeihen, die wir Ihnen verursacht haben."

Und mit jenem kaum merklichen herausfordernden Tone, der Marat am sichersten entwaffnete, fügte sie hinzu:

„Sein Sie versichert, mein Herr, wenn das Leben meines Sohnes nicht durch die leiseste Bewegung gefährdet worden wäre, ich würde ihn auch nicht eine Secunde bei Ihnen gelassen haben, selbst auf die Gefahr hin Sie zu erzürnen."

Die außerordentliche Höflichkeit konnte eben so gut eine außerordentliche Grobheit sein. Verstand Marat sie so?

Doch wohl, denn seine Lippen wurden blaß, sein Auge verschwand fast unter seinen Augenbrauen, und ein Zittern nervösen Zorns durchzuckte seinen ganzen Körper.

Christian, der Nichts von alle dem verstand, sah Beide verwundert an; indeß sah er mehr eine seltsame Grille seines Arztes darin, wie er deren ja schon einige an ihm hatte kennen lernen.

Die Gräfin legte eine mit Gold gefüllte Börse auf den Tisch.

Marat machte eine heftige Bewegung, als wolle er die Börse zurückschieben, aber ein letzter Blick der Gräfin fesselte ihn unbeweglich an seine Stelle; er ließ die Arme schlaff herabsinken.

„Komm, mein Sohn," sprach sie, Christian am Arme fassend.

Christian verneigte sich dankbar vor seinem Retter.

Marat breitete die Arme aus, als wolle er den jungen Mann an sein Herz drücken; aber die Gräfin errieth die Absicht, riß ihren Sohn, auf die Gefahr, den noch nicht ganz fest auf seinen Füßen stehenden zum Fallen zu bringen, schnell an sich und sich zwischen ihm und Marat stellend, sprach sie:

„Jetzt sieh Dich vor, Christian, daß Du nicht fällst!"

Das war der letzte Streich, den sie Marat versetzte; Beide verschwanden.

Außer sich vor Schaam und Zorn, warf Marat die Thür hinter ihnen mit einem fürchterlichen Krach zu, stürzte wüthend über die Börse her und zerriß sie mit seinen Zähnen, so daß die Goldstücken unter dem Bett, Tischen, Stühlen umherrollten.

Seine getreue Haushälterin raffte eiligst auf, was sie aufraffen konnte; achtzig Louisd'ors legte sie auf den Tisch, die anderen — etwa zehn — hatten sich verloren.

„Ha Wölfin und Wolfsbrut!" knirschte Marat, durch das Fenster dem fortrollenden Wagen einen grim=

migen Blick nachschießend. „Dies Weib ist eben so wenig Weib, als die wilde Steppenstute seiner nordischen Heimath — Aristokratin! Aristokratin!! Aristokratin!!! Du und Deinesgleichen, ihr sollt noch Marats Rache fühlen!“

IX.

Was während dem in der Bernhardinerstraße vorging.

Jenes Schweigen Christians, von dem sich Ingénue natürlich keine Rechenschaft geben konnte, weil sie dessen Ursache nicht kannte, hatte in der Bernhardinerstraße zu einem verhängnißvollen Resultate geführt.

Wir haben gesehen, daß Augers Angelegenheiten bereits sehr gut standen, wir wollen eben nicht behaupten bei Ingénue, aber doch bei Réveillon und Vater Rétif.

Réveillon hatte nicht gezögert, seinen Freund bei Seite zu nehmen und ihm ohne weitere Umstände mitzutheilen, daß es sich um eine ganz annehmbare Partie für seine Tochter handle.

Rétif kam die Eröffnung keineswegs mehr unerwartet.

Er hatte nur eine Einwendung zu machen: die mögliche Unbeständigkeit der Erwerbsquellen seines künftigen Schwiegersohnes.

Allein Réveillon hob dieses einzige Bedenken durch das Versprechen, seinem Schützling Auger an seinem Hochzeitstage mit einer Gehaltserhöhung von zweitausend Livres ein Geschenk zu machen. Auger kam seinerseits wiederum jedem anderweiten Bedenken durch das Erbieten zuvor, daß er und seine Frau mit seinem Schwiegervater nur eine Familie ausmachen würden, und er seinen Gehalt ganz zum Hausunterhalt abtreten wolle.

Alles das erregte rings um Ingénue ein furchtbares Geschwirre und Gesumme; das arme Kind fühlte sich als eine solche Null inmitten aller dieser Verabredungen, Vorschläge und Erörterungen, auf denen das Glück so Vieler zu beruhen schien, daß sie eben so wenig Widerstand zu leisten vermochte, wie ein schwaches Boot dem stürmischen Meere, wie ein Blatt dem Wirbelwinde.

Sie hörte von diesem Heirathsprojekt, dessen bloßer Gedanke ihr schon Entsetzen verursachte, wie von einer bereits ganz bestimmt abgemachten Sache sprechen.

Als man das erste Wort davon gegen sie äußerte, waren etwa drei Wochen seit Christians unerklärlichem Verschwinden verflossen. Sie konnte sich jetzt keine Illusionen mehr machen. Zu ihrem Vater hatte sie gesagt: „Wenn Christian in diesem Monat nicht wiederkommt, so kommt er nie wieder! und wenn er nicht morgen kommt, so kommt er auch in einem Monat nicht!“

Und Christian war nicht wiedergekommen.

Arme Ingénue!

Aber auf dem Grunde ihres Herzens sprach eine leise Stimme:

„Es muß irgend ein mächtigerer Umstand obwalten, als Christians Wille ist, daß ich ihn nicht wiedergesehen habe!“

Was konnte das aber nur für ein Umstand sein?

So viel sie auch darüber nachsann, sie konnte es nicht ergründen, und nur der Zweifel an Christians Liebe blieb in ihrer Seele.

Der Zweifel, dieser Wurm, der die holdeste und süßeste aller Früchte, die Liebe, unerbittlich zernagt!

Da man Ingénue von ihrer Heirath mit Auger wie von einer ganz natürlichen und fest beschlossenen Sache sprach, getraute sie sich nicht einmal, ihre Einwilligung zu verweigern. Wo hätte die Aermste den Muth dazu hernehmen sollen, da das Einzige, was ihn ihr hätte verleihen können, der Glaube an Christians Liebe, fehlte?

Eine Verzögerung, das war das Höchste, wozu sich ihr Muth verstieg.

Sie verlangte eine Frist von einem Monat, um sich zu entscheiden.

Ach! wenn in dieser Zeit ein Brief von Christian käme, nur irgend eine bestimmte Nachricht, wie muthig würde sie das Netz, mit dem man sie umstrickte, zerrissen haben!

Sie war fest entschlossen, gleichviel, ob Christian treu oder todt war, zu kämpfen, dem Todten wie dem Lebenden ewige Treue zu bewahren.

Aber dem unbeständigen, dem treulosen, dem mein=

eidigen Christian, wie hätte sie dem ihr Versprechen halten sollen?

Die begehrte Frist ward ihr zugestanden.

So viel hatte man nicht einmal erwartet, wenigstens Réveillon nicht; er fand Ingénue's Verlangen nur ganz in der Ordnung und dem Anstande angemessen.

Rétif hätte freilich gern die Frist auf nur vierzehn Tage beschränkt; er zitterte, daß Christian während dieses Monats doch vielleicht Mittel und Wege finden könne, um Ingénue Nachricht von sich zu geben. Er fühlte es recht wohl, der gute Romandichter, nur in Christians Schweigen lag seine Stärke; sprach oder erschien Christian, so fiel sein ganzes Phantasiegebäude über den Haufen.

Der Monat verstrich.

Wir haben bereits gesehen, daß Christian zwar geschrieben hatte, sogar zwei Briefe für einen, daß es ihm aber nicht möglich gewesen war, auch nur einen dieser Briefe an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

Während dieses Monats hatte man Alles vorbereitet, als ob nicht der geringste Zweifel obwalte, daß am Schlusse desselben Ingénue's Jawort erfolgen werde; das Aufgebot ward besorgt, die Hochzeitsgeschenke wurden eingekauft; genug, man hielt sich bereit, auf die Gefahr hin, daß Ingénue es noch nicht sei.

Réveillon war so enthusiasmirt von Auger, daß, wenn dieser zehntausend Francs gebraucht, er sie nur hätte verlangen dürfen; Réveillon würde ihm seine Casse geöffnet haben.

Am Morgen des letzten Tages des begehrten Mo-

nats, dessen Tage, Stunden, Minuten und Secunden Ingénue eben so sehnsüchtig gezählt hatte, wie Christian, fand sie, bei ihrer Rückkehr aus der Frühmesse, wohin sie gegangen war, um Gott um Nachricht von Christian anzuflehen, ihr Zimmer voll Blumen, Kleider und eine vollkommene Ausstattung über Stühle, Tische und Bett gebreitet.

Als Ingénue alle diese schönen Sachen gewahrte, brach sie in heiße Thränen aus, denn sie begriff, daß sie jetzt keinen Vorwand mehr habe, Auger abzuweisen.

Er seinerseits war so heiter, so zufrieden, so glücklich, so voll zarter Achtung und Aufmerksamkeit für Ingénue, seine Augen glänzten von solchem Liebesfeuer, daß alle Welt sich für die Liebe des armen Sünders interessirte, dessen Bekehrung, zu Bonhomme's höchstem Ruhme, viel Lärm im ganzen Stadtviertel gemacht hatte.

Daß Ingénue den armen jungen Mann nicht lieben könne, war gewiß; aber es wäre auch wieder zu ungerecht gewesen, ihn zu hassen.

Ja mehr noch: sie hatte ja von allen Seiten so viel Gutes und Rühmliches über Auger vernehmen müssen, daß sie, vom Standpunkte des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens aus betrachtet, nicht zweifeln konnte, sie werde an seiner Seite ein glückliches Dasein haben — sobald nur erst der letzte Schmerz über Christians Treulosigkeit überwunden sein würde.

Sie bat also nur noch um einen Aufschub von vierzehn Tagen.

Rétif setzte sich aus Leibeskräften dagegen. War Christian nicht getödtet, sondern nur verwundet, so

mußte er jetzt seiner Heilung mit raschen Schritten entgegen gehen.

Kam er auch am Tage nach Ingénue's Hochzeit mit Auger plötzlich wieder zum Vorschein, so kümmerte sich Vater Rétif wenig darum; dann war es ihres Mannes Sache, sie zu hüten; zudem kannte er die Sittenreinheit und strengen Tugendbegriffe seiner Tochter, und wußte, daß Auger, wie er auch sein mochte, in dieser Beziehung Nichts zu befürchten hatte.

Was aber mehr wie alles Andere Auger zu statten kam, das war ein, wenn auch schwaches Gefühl der Befriedigung auf dem Grunde von Ingénue's armen gepeinigten Herzen, nunmehr eine Frau zu werden, sei es auch nur, um dem Ungetreuen zu beweisen, daß es noch achtbare Männer auf der Welt gebe, die den Muth hatten, ein armes, von ihm verschmähtes Mädchen zu heirathen.

Sie sollte ja — und das war nichts Geringes — eine angesehene Stellung in diesem großen Hause Réveillon einnehmen, dessen Schlußnagel ihr Mann gleichsam als Cassier sein würde.

Endlich aber: Ingénue sollte schon vor vollendetem siebzehnten Jahre Frau werden, während die im ganzen Stadtviertel als halbe Millionärinnen bekannten Demoiselles Réveillon es mit neunzehn und zwanzig Jahren noch nicht waren. Wer Mädchenherzen kennt, weiß was das sagen will.

Alles das war freilich nicht viel mehr, als ein Schleier, mit dem Ingénue ihren Schmerz vor sich selbst zu verhüllen strebte; sie gab sich alle Mühe, diesen mit allerhand schönen Phantasiebildern zu verbrä-

men; aber trotzdem fühlte sie recht wohl, daß es doch nur eine duftige Gaze sei, die der erste Hauch Christians davonführen, bei seinem ersten Erscheinen in Nichts verschwinden würde.

Auger ließ nicht ab, an seinem Glücksrade zu drehen und zu treiben. Er widmete sich bei Tag und bei Nacht, mit Leib und mit Seele den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit, die in Folge der Vorstellungen und Bitten des guten Pfarrers Bonhomme auf den fünfzehnten Tag, als an dem Tage nach der von Ingénue erbetenen letzten Frist, definitiv festgesetzt worden war, wofür dem würdigen Gottesmanne die Freude zu Theil werden sollte, das junge Paar zu trauen.

Auch Rétif drängte und trieb zum Schlusse; es war, als ob mit jedem Tage, jeder Stunde seine Besorgniß zunähme, das gefürchtete Gespenst aus dem Erdboden emporsteigen und das ganze so mühsam zu Stande gebrachte Werk vernichten zu sehen.

Sein größter Trost war noch, daß dieses hartnäckige Schweigen Christians nun bereits vierundvierzig Tage gewährt hatte; seiner Meinung nach, als sinnreicher Erfinder von überraschenden Momenten und theatralischen Effectmitteln, hätte ja Nichts in der Welt den jungen Menschen abhalten können, der Geliebten in dieser langen Zeit wenigstens ein Zeichen des Lebens und der Liebe zukommen zu lassen!

Und, wie wir wissen, hatten Vater und Tochter über diesen Punkt fast ganz gleiche Ansichten.

Und darum sagten sich auch Beide, daß ein Liebhaber, der sich vierundvierzig Tage nicht hatte blicken lassen, nicht geschrieben, nicht ein Lebenszeichen von sich

gegeben habe, nothwendigerweise entweder untreu oder todt sein müsse.

Seit jenem Tage, wo der Meinungsstreit über einen verwundeten Pagen zwischen Rétif und Santerre stattgefunden, hatte Ingénue dieser Sache auch nicht mit einer Sylbe mehr gegen ihren Vater Erwähnung gethan.

Zwei oder drei Mal noch war Ingénue seitdem in Versuchung gerathen, die häufige Abwesenheit ihres Vaters zu benutzen und eine zweite Entdeckungsreise nach dem Marstalle des Herrn Grafen von Artois zu unternehmen; jedesmal hatte sie aber eine doppelte Erinnerung davon zurückgehalten: die an Marat, und die an Charlotte Corday.

In der festen Zuversicht, daß die Hochzeit doch endlich noch zu Stande kommen würde, hatte man in Réveillons Hause, im Faubourg-Saint-Antoine, eine aus fünf Gemächern bestehende Wohnung in Beschlag genommen, wovon zwei Zimmer, mit besonderem Ausgang nach dem Treppenflur, für Vater Rétif bestimmt waren, die anderen drei den Salon, das Speisezimmer und das Schlafzimmer des jungen Paares bilden sollten.

Während der letzten acht Tage waren alle Hände emsig damit beschäftigt, schöne Tapeten aufzukleben, die Papa Réveillon höchst großmüthig geliefert hatte, Maß zu nehmen, Meubles zu rücken und zu stellen, Fenster- und Bettgardinen aufzumachen, Wäsche und Geschirr in die Schränke einzuräumen, mit einem Worte, Alles so in Stand zu setzen, daß schon drei Tage vor Ablauf

des Ultimatums zur Hochzeit nur noch die Trauung fehlte.

Eine Seitenkapelle der ehrwürdigen Kirche Saint-Jaques-du-Chardonnet war zu der Feierlichkeit geschmückt.

Mesdemoiselles Réveillon hatten Massen von Blumen und die geweihten Hochzeitskuchen geliefert; Santerre bestellte den Organisten und die Hochzeitsmusikanten auf seine Kosten.

So brach denn dieser verhängnißvolle fünfzehnte und zugleich der Trauungstag an; es war ein Sonnabend.

Die Nacht war Ingénue sehr traurig verstrichen; sie hatte nicht geschlafen, aber desto mehr geweint.

Einem zum Tode Verurtheilten gleich, hatte sie noch bis zum letzten Augenblick die Hoffnung nicht aufgegeben.

Als ihr Vater zu ihr ins Zimmer trat, hoffte sie noch!

Als Réveillon zu ihr ins Zimmer trat, hoffte sie noch!

Und als Auger zu ihr ins Zimmer trat — selbst da hoffte sie noch!

Endlich schlug es zehn Uhr. Schon seit acht Uhr des Morgens hatten sich die beiden Freundinnen der armen Braut bemächtigt, sie angekleidet, geschmückt, und sie hatte Alles willenlos wie ein Automat mit sich geschehen lassen.

Ingénue leistete keinen Widerstand, kein Wort kam über ihre Lippen, aber fortwährend rollten die Thränen über ihre bleichen Wangen herab.

Endlich mußte man hinab, aus dem Hause gehen, sich nach der Kirche begeben.

Mitten durch eine Schaar Neugieriger, bei einer strahlenden Spätherbstsonne, verließ Ingénue das väterliche Haus, reiner und weißer wie ein Schwan.

Ach! während beinahe fünfzig Tagen hatte sie geweint, wie die Tochter Jephtas, und wenn man ihr im Augenblicke, als ihr Fuß die Hausthürschwelle überschritt, zugerufen hätte: „Was ziehst Du vor, sterben oder Augers Frau werden?“ so würde sie, trotzdem sie keinen Haß gegen den Mann hegte, aus Liebe zu Christian ausgerufen haben:

„Lieber sterben!“

Während des ganzen Weges dachte sie nur an Christian; drei oder vier Mal wagte sie es, den Blick zu erheben und sich umzusehen; sie suchte Christian! Ja selbst noch in der Kirche forschte ihr Blick in allen Winkeln, in den dunkelsten Schatten der Pfeiler umher, ob sie nirgends sein bleiches Gesicht entdecken würde — — Nichts!

So war es denn entschieden, Christian hatte sie treulos verlassen, hatte ihr nicht einmal die letzte traurige Freude seines Schmerzes gewährt.

Ingénue fühlte sich einsam, verlassen von aller Welt, es blieb ihr Nichts mehr übrig, als das ewig bindende Ja vor Gott und ihrem Manne auszusprechen.

Und sie sprach es aus, dieses Ja! — zitternd und bebend, und der triumphirende Auger führte seine rechtmäßige Frau zum Hochzeitsfeste, welches die Vermählten und eine Schaar von Gästen in Réveillons

Speisesaale erwartete, den der freigebige Tapetenfabrikant ganz neu mit Tapeten, welche die Thaten des Herkules darstellten, ausschlagen, und mit Blumen, Kerzen und allen möglichen Attributen aufs Glänzendste hatte schmücken lassen.

X.

Der Hochzeitabend.

Als Christian Marats Wohnung verließ, ohne sich die seltsame Scene, deren stummer Zeuge er gewesen war, erklären zu können, war er in das Hôtel seiner Mutter übersiedelt, die ihn nach wie vor streng überwachte.

Trotzdem fand er einen plausiblen Grund allein auszufahren: er mußte ja dem Herrn Grafen von Artois einen Besuch abstatten.

Der Prinz hatte von dem Unglück, das seinen Pagen betroffen, Nachricht erhalten, und da er im Grunde ein vortreffliches Herz besaß, hatte er sich mehrmals sehr theilnehmend nach Christians Befinden erkundigen lassen.

Uebrigens hatte der Graf von Artois Christian persönlich ausgezeichnet und mehrmals Beweise seines besonderen Wohlwollens gegeben.

Eine Visite war demnach nur eine Schuld der Dankbarkeit.

Um fünf Uhr war der junge Mann ausgefahren, um sich zum Prinzen zu begeben, fest entschlossen, von da aus alles Mögliche aufzubieten, um Ingénue zu sehen, oder doch wenigstens Kunde von seinen Erlebnissen an sie gelangen zu lassen.

Denn, wie wir bereits gesagt haben und es nochmals wiederholen, selbst in seinen Fieberträumen hatte der arme Christian nicht aufgehört, das Bild des holden Mädchens anzubeten, und tausend Mal hatte die wohlthätige Fee Erinnerung Balsam auf seine Wunde geträufelt, und die Schmerzen der Trennung durch freudige Träume des Wiedersehens gemildert.

Als Christian beim Grafen von Artois ausstieg, schickte er seinen Wagen wieder zurück und befahl dem Kutscher, der Gräfin zu melden, daß der Prinz ihn einen Theil des Abends bei sich behalten würde. Auf diese Weise brauchte sich seine Mutter nicht zu beunruhigen, und er erlangte vollkommene Freiheit.

Der Prinz empfing Christian sehr huldvoll und sichtlich erfreut; er machte ihm seinen Glückwunsch zu seiner Reconvalescenz und erbot sich von selbst, Marat für seine meisterhafte Kur noch ganz besonders seinen Dank zu bezeigen.

Gegen sieben Uhr ward Christian von Sr. Hoheit entlassen, nahm einen Fiaker und ließ sich nach der Bernhardinerstraße fahren.

Das war, nach Christians Berechnung, die Stunde, wo Rétif, der jeden Abend mit seiner Tochter ausging, für gewöhnlich mit ihr heimkehrte; waren sie noch nicht heimgekehrt, so konnte er sie doch vorübergehen sehen und ihr unbemerkt ein Zeichen geben; waren sie aber

schon heimgekehrt, so hatte sich Christian fest entschlossen, ohne Weiteres hinanzusteigen, anzuklopfen und auf gut Glück sein Heil selbst zu versuchen.

Es war dies freilich ein gewagter Versuch; aber wenn Ingénue nur erst erfuhr, was er Alles gelitten — wie hätte sie ihm da nicht vergeben sollen?

Je mehr sich Christian der Straße näherte, in der seine Geliebte wohnte, je stürmischer fühlte er sein Herz klopfen; schon von fern spähete er nach ihrem Fenster, hinter dem ihm, wie er hoffte, der sanfte, zitternde Schein von Ingénue's Lampe als ein schöner Stern entgegenleuchten würde.

Das Fenster war dunkel, kein Schimmer von Licht zu gewahren.

„Auch gut!" sagte Christian zu sich selbst; „sie sind noch nicht heimgekehrt, denn zu Bett können sie zu dieser Stunde unmöglich schon sein; übrigens brennt ja Ingénue stets eine Nachtlampe an ihrem Bett, und ich würde daher wenigstens ihren schwachen Schein hinter den Fenstergardinen sehen — wie ja schon so oft!"

Christian ließ den Fiaker in einiger Entfernung vom Eingang der Straße halten, stieg aus und fing an auf und ab zu gehen.

Fast eine Stunde schon währte die Fensterpromenade.

Nach Verlauf dieser Zeit empfand er in seinem verwundeten Beine eine unüberwindliche Müdigkeit, und zugleich bemächtigte sich eine tödtliche Unruhe seines Herzens.

Er ging wieder auf den Quai zurück, winkte den Fiaker herbei, stieg wieder ein und befahl dem Kutscher,

in die Straße hineinzufahren und etwa drei oder vier Thüren vor der Ingénue's ruhig halten zu bleiben.

In dem Wagen sitzend und harrend, hörte Christian acht, halb neun, neun Uhr schlagen.

Die Passanten wurden immer seltener und seltener in der Bernhardinerstraße, bis sie endlich ganz einsam ward.

Jetzt steigerte sich seine Unruhe zur Angst; es schlug eben halb zehn — so spät pflegte Rétif mit seiner Tochter nur in äußerst seltenen Fällen heimzukehren!

Endlich entschloß er sich auszusteigen und bei den Nachbarsleuten Erkundigungen einzuziehen, denn von Portiers war zu jener Zeit in gewöhnlichen Bürgerhäusern nicht die Rede.

Rétifs nächster Nachbar war ein Gewürzkrämer, der eben seinen Laden schloß, als Christian ihn ansprach.

„Mein Herr,“ sagte er, „könnte ich nicht von Ihnen erfahren, ob Herrn Rétif de la Bretonne, der hier dicht neben an im dritten Stock wohnte, irgend ein Unglück zugestoßen ist?“

„Aha!“ rief der Gewürzkrämer, „Herr Rétif de la Bretonne, war das nicht der Mann, der zugleich Bücher macht und sie druckt?“

„Ja wohl.“

„Er hatte eine Tochter?“

„Ganz recht.“

„Nein, mein Herr, dem ist Gott sei Dank kein anderes Unglück widerfahren, als daß er ausgezogen ist.“

„Wie, ausgezogen?“

„Ja, mein Herr.“

„Und Sie wissen nicht wohin?“

„So viel ich gehört, in den Faubourg-Saint-Antoine.“

„Können Sie mir seine Adresse angeben?“

„Leider nicht; ich weiß nur, daß es bei einem reichen Tapetenfabrikanten sein soll — warten Sie einmal, wie hieß er doch gleich?“

„Vielleicht Herrn Rétifs Freund, Réveillon?“

„Ganz recht, Réveillon; ganz recht, mein Herr, so heißt er.“

Christian dankte dem Gewürzkrämer, stieg wieder in seinen Wagen und gab dem Kutscher Herrn Réveillons Adresse an, die er kannte, weil Ingénue sie ihm mehr wie zehn Mal genannt hatte.

Kaum eine Viertelstunde darauf hielt der Fiaker dem Hause des Tapetenfabrikanten schräg über, auf der anderen Seite der ziemlich breiten Straße.

Eine Reihe Fiaker hielt vor dem Hause, während die glänzend erleuchteten Fenster einen hellen Schein bis auf die Straße verbreiteten.

Christian hörte den Schall von Instrumenten, und sah die Schatten vieler Personen sich hinter den Fenstergardinen hin und her bewegen.

Der junge Mann begriff zwar, daß ein großes Ballfest bei Réveillon sein müsse; aber was konnte die Veranlassung dazu sein?

Er trug seinem Kutscher auf, Erkundigungen einzuziehen.

Der Kutscher stieg ab, tauschte einige Fragen und Antworten mit seinen Kameraden aus, und kam wieder.

„Nun,“ frug Christian, „was giebt es?“

„Eine Hochzeit gibt es, weiter Nichts.“

„Wer verheirathet sich?“

„Je nun, ein hübsches Mädchen, mit Einem aus dem Hause.“

„Weißt Du den Namen?“

„Ich habe nicht darnach gefragt.“

„So frage, und suche den Namen der Braut zu erfahren.“

Der Kutscher kehrte wieder zu seinen Kameraden zurück.

Alles, was Christian bis dahin erfahren hatte, war zwar seltsam, indeß noch keineswegs beunruhigend für ihn: Herr Réveillon hatte zwei hübsche, mannbare Töchter; das Ballfest fand im ersten Stock statt, wahrscheinlich war es die eine oder die andere der Demoiselles Réveillon, deren Hochzeit so festlich begangen wurde.

Und doch klopfte sein Herz immer gewaltiger, während der Fiaker drüben von einem seiner Kameraden zum anderen ging.

Endlich kam er zurück.

„Nun, wie steht's?“

„Ja, mein Herr,“ sagte der brave Mann, „sie behaupten den Namen der Braut nicht zu kennen; Alles; was sie wissen, ist, daß der reiche Herr Réveillon die Hochzeit ausrichtet.“

„Ganz recht; ist es aber eine seiner eigenen Töchter, die er verheirathet?“

„Das allerdings nicht, mein Herr; so viel ich habe erfragen können, soll die Braut ein hübsches, junges Mädchen sein, das erst heute in das Haus des Herrn Réveillon eingezogen ist.“

„Was soll das heißen?“ frug Christian vor sich hin, die ihm vom Gewürzkrämer in der Bernhardinerstraße mitgetheilte Nachricht mit diesem Berichte seines Kutschers zusammenstellend.

Er blickte ängstlich zu den erleuchteten Fenstern empor.

Eines der Fenster ward so eben geöffnet; freudiges Gelächter, Gesang und Musik schallten auf die Straße herab; ein Mann lehnte sich in das offene Fenster und schaute sich nach allen Seiten um; es war Christian, als müsse er diesen Mann schon irgendwo gesehen haben.

Christian vermochte diese peinliche Ungewißheit nicht länger zu ertragen; er wollte aus dem Wagen springen, um selbst Erkundigungen einzuziehen.

In diesem Augenblicke, und als eben die Glocke zwölf schlug, langte ein neuer Fiaker an; aber statt sich der Reihe der schon vor dem Hochzeitshause haltenden anzuschließen, lenkte er nach einer dunkleren Stelle der Straße herüber und blieb nur wenige Schritte von Christians Wagen halten.

In diesem neuangekommenen Fiaker saß ein Mann, der ebenfalls Jemand zu erwarten schien und, wie Christian, es ebenfalls zu wünschen schien, ungesehen zu bleiben; denn, nachdem er vorsichtig seinen Kopf zum Wagenfenster herausgesteckt hatte, und drüben drei oder vier Hochzeitsgäste aus Réveillons Hause treten sah und nach ihren Wagen rufen hörte, warf er sich schnell in den seinigen zurück.

Hinter jenen drei oder vier ermüdeten Tänzern sah Christian einen Mann sehr eilig aus dem Hause kommen und unruhig in die Dunkelheit rings umher blicken.

Jedenfalls hatte jener zuletzt gekommene Fiaker an einer schon vorher verabredeten Stelle angehalten, denn der Mann lief sogleich auf ihn zu, ohne sich um den, in welchem Christian saß, zu kümmern.

In der Hoffnung, von diesem Manne einige genauere Auskunft zu erfahren, als von den Fiakern, stieg nun Christian wirklich aus, aber auf der entgegengesetzten Seite, und schlich sich vorsichtig längs den Häusern näher, bis zu einer großen Hausthür, deren Vertiefung ihm ein gutes Versteck bot.

Der Mann, der so eilig aus dem Hause gekommen und auf den geheimnißvollen Fiaker zugestürzt war, trug eine sehr gewählte, festtägige Kleidung, seidne Strümpfe, Schnallenschuhe.

„Vielleicht gar der Bräutigam selbst," dachte Christian.

In der That, er trug einen großen Blumenstrauß an der Brust.

Als er ganz nahe an den Fiaker getreten war, zog er den Hut ab und sprach:

„Sind Sie es, Monseigneur?"

Die Stille der Nacht ist der Verbreitung des Schalles günstig, und so leise der vermeintliche Bräutigam auch sprach, verstand Christian von seinem Verstecke aus doch jede Sylbe.

„Aha! Bist Du's?" rief eine Stimme aus dem Fiaker.

„Ja, Monseigneur."

Bei diesem Monseigneur spitzte Christian die Ohren und hielt den Athem an sich.

„Nun," frug der geputzte Fußgänger, „bin ich

ein Mann von Wort? habe ich eine falsche Nachricht gegeben?"

„Meiner Treu! ich gestehe, daß ich nicht daran glaubte."

„Und was glaubten Sie denn, Monseigneur?"

„Daß Du mir eine Rache bereitet hättest. Du bist mit einer Drohung von mir gegangen, ich habe es nicht vergessen, und der Beweis ist, daß ich einen verkleideten Gardisten als Kutscher genommen, und hier neben mir ein Paar Pistolen habe — wie Du sehen kannst."

„Ueberflüssige Vorsicht, Monseigneur!" sprach der Andere bitter. „Ich sagte Ihnen allerdings, daß ich mich rächen würde für das Unrecht, das Sie mir angethan, aber meine Rache ist anderer Art als Sie denken: Ich verschaffe Ihnen den Triumph, den ich Ihnen versprochen habe! Ein ehrlicher Mann hält sein Wort!"

„Die Kleine ist also da?"

„Das heißt, meine Frau; — ja, Monseigneur.

„Oho! — Und Du?"

„Ich, Monseigneur? ich verlasse sie auf immer. Was Sie betrifft, so werden Sie mit Hilfe des Schlüssels, den ich Ihnen in einigen Minuten überbringen werde, endlich die Zusammenkunft haben, die Sie seit so lange schon wünschen, und sollen, wie ich hoffe, Ihren getreuesten Diener in Zukunft besser beurtheilen."

„Wo Teufel verkriecht sich der Ehrgeiz überall hin!" murmelte lachend der, den der Bräutigam Monseigneur titulirt hatte.

„Und nun, verhalten Sie sich möglichst still, wenn ich bitten darf. Sobald Sie die Familie Santerre —

drei Personen: eine Frau, ein Kind von acht bis zehn Jahren, und der Mann, ein stammhafter Bursch von fünf Fuß zehn Zoll, der Bierversorger des ganzen Stadtviertels, den ich übrigens, zur Vermeidung möglichen Irrthums, selbst geleiten und beim Gutenachtsagen laut mit Namen nennen werde, — sobald Sie diese also haben fortgehen sehen, dann treten Sie dreist ins Haus, und steigen Sie drei Treppen hinauf; die Thüre, zu der ich Ihnen den Schlüssel bringen werde, ist gerade der Treppe gegenüber."

„Gut, gut! Du sollst von mir hören, und erfahren, daß ich Unrecht wieder gut zu machen weiß."

„Es eingestehen, Monseigneur," sprach der Mann zu Fuß in sententiösem Tone, „ist bereits mehr als ich gehofft hatte."

„Gleichviel! Du würdest Dich auf alle Fälle nicht damit begnügen, und würdest ganz recht haben. Auf Wiedersehen also, Auger!"

Christian hatte das ganze Gespräch Wort für Wort mit angehört, und meinte zu träumen; er verstand zwar wenig oder gar Nichts von alle dem; dennoch schien ihm hier eine scheußliche Comödie zwischen dem, der mit Monseigneur angeredet worden war, dem, den dieser Auger genannt und einer jungen Frau gespielt zu werden, die ihr eben erst angetrauter Mann so schamlos an irgend einen großen Herrn verkauft hatte.

Er versuchte es, sich die Sache zu erklären, und ein Schauder durchrieselte sein Gebein; die Stimme des Mannes, der sich im Fiaker verborgen hielt, war ihm

nicht unbekannt, und den Namen Auger meinte er schon irgendwo gehört zu haben.

Er lauschte noch immer, aber das heimliche Zwiegespräch war zu Ende; der Mann, den man Auger genannt hatte, war ins Haus zurückgekehrt, aus dem er bald darauf von neuem mit einer Schaar Gäste herauskam, deren letzte die als die Familie Santerre bezeichneten drei Personen waren.

„Gute Nacht, Herr Santerre!“ sprach er laut, den Schlag des Fiakers, in den dieser gestiegen war, selbst zumachend; „gute Nacht, Madame Santerre!“

Der letzte Hochzeitswagen fuhr fort.

Hierauf gab Auger ein Zeichen, die Thüre des zweiten Fiakers ward leise geöffnet, ein in einen Mantel gehüllter Mann stieg heraus, schlüpfte rasch an die Hausthüre hinüber, hinter der ihn Auger erwartete; dieser gab ihm etwas in die Hand, jedenfalls den versprochenen Zimmerschlüssel, worauf Auger, als ob er fürchtete, der Mann, den er Monseigneur titulirt hatte, möge noch irgend ein Mißtrauen gegen ihn hegen, schnell um eine Straßenecke verschwand.

Christian blieb unbeweglich, starr vor Schrecken; je weniger er die Abscheulichkeit des hier gespielten Streiches zu fassen vermochte, je mehr ergriff ihn Angst und Entsetzen.

Sobald Auger verschwunden war, trat der Unbekannte in das Haus, machte die Thüre hinter sich zu, und Alles ward still.

Die Fenster des Tanzsaales waren offen geblieben; Christian starrte zu ihnen hinauf, als erwarte er von daher eine Lösung des Räthsels —

Plötzlich erschallt von oben eine Christian nur zu wohl bekannte Stimme, die ihn tödtlicher ins Herz traf, als jene Kugel am Eingange der Straße Dauphine sein Bein getroffen hatte.

Es war Rétifs Stimme, der ein laut schallendes: Gute Nacht Herr Auger! gute Nacht, mein Schwiegersohn!" rief, wahrscheinlich in der Meinung, dieser sei schon voraus in seine Wohnung hinaufgeschlüpft.

Christian sank wie vernichtet auf einen Eckstein nieder.

„Kein Zweifel mehr!" stöhnte er; „kein Zweifel mehr, Ingénue ist verheirathet!"

Erde und Himmel schwanden vor seinen Sinnen — —

„Aber was ist das?" fuhr er plötzlich empor. „Wer ist dieser Auger, der von seiner Frau spricht, der aus dem Hause entflieht, und einem Anderen seinen Platz einräumt? Wer ist jener Andere, den man Monseigneur nennt? Welchen von Beiden nennt Rétif seinen Schwiegersohn? — Ha! verfluchtes, dreimal verfluchtes Haus! warum schmettert nicht ein Streich des Himmels Deine Mauern nieder, daß ich bis in Deine geheimsten Winkel schauen kann!"

Und dabei streckte er die geballten Fäuste gegen dasselbe aus, als hätte er es selbst niederreißen wollen.

Dann sanken sie ihm erschlafft am Körper herab; bald aber ergriff ihn wieder die Wuth der Verzweiflung und wie ein Wahnsinniger schlug er sich vor Brust und Stirn.

„Morgen früh werde ich dies fürchterliche Geheim-

niß erfahren," knirschte er endlich zwischen den Zähnen; „morgen früh muß dieser Mann das Haus wieder verlassen, und dann werde ich da sein, um sein Gesicht zu erkennen!"

Erschöpft lehnte er sich an die Mauer, um nicht umzusinken.

Unverwandt hafteten seine Augen an dem Hause.

Er sah wie erst die Kerzen im ersten Stock ausgelöscht wurden, wie dann ein Fenster nach dem andern im ganzen Hause sich verdunkelte.

Nur ein einziges im dritten Stock blieb noch vom matten Schimmer einer Nachtlampe erhellt — — —

Die Knie versagten ihm den Dienst; kaum konnte er sich noch bis zu seinem Fiaker schleppen, in den er einstieg und dem Kutscher bis dicht quer vor Réveillons Hausthür zu fahren und dort halten zu bleiben befahl.

Dann sank er weinend und von Schmerz überwältigt in die Wagenpolster zurück, von Hitze und Frost zugleich geschüttelt.

XI.

Die Erkennung.

Mehr als eine Stunde der unaussprechlichsten Qual und Seelenangst verstrich so für Christian.

Während dieser Stunde war Christian wohl zwanzig Mal aus- und eingestiegen.

Und jedesmal hefteten sich seine Augen auf den schwachen Schimmer des Nachtlichts, der noch immer an den Fenstergardinen sichtbar war, als könne er von diesem irgend einen Aufschluß erwarten.

Endlich vernimmt sein lauschendes Ohr vorsichtige Tritte im Hausflur, eine ungeübte Hand tastet und rüttelt an der Hausthür und versucht sie öffnen, bis es ihr schließlich gelingt.

Ein Mann, dicht in einen Mantel gehüllt, tritt heraus.

Sogleich auf das erste Geräusch ist Christian aus

seinen Fiaker gesprungen, auf die Hausthüre zugestürzt, und vertritt nun dem Manne den Weg.

Der Unbekannte weicht einen Schritt zurück und Christian erräth, daß seine Hand unter den Falten des Mantels nach seinem Degengefäß sucht.

Bevor Christian den seinigen zieht, tritt auch er einen Schritt zurück, und der Unbekannte spricht darauf in einem Tone, dem man die Gewohnheit des Befehlens anhört:

„Holla, mein Herr! Wer sind Sie, wenn's beliebt, daß Sie sich erlauben mir den Weg zu vertreten, und was wollen Sie von mir?"

„Ich will wissen wer Sie selbst sind, mein Herr, der Sie zu solcher Stunde aus diesem Hause kommen?"

„Oho!" sprach der Andere spöttisch, „sollte ich wohl gar das Glück genießen, den Herrn Ritter von der Schaarwache in eigener Person vor mir zu sehen? Ich hätte die Pariser Polizei nicht für so wachsam gehalten."

„Nein, mein Herr," erwidert Christian, „ich bin nicht der Ritter von der Schaarwache, wie Sie selbst wissen werden."

„Nun denn," rief der Unbekannte, „wenn Sie es also nicht sind, so lassen Sie mich ruhig meines Weges gehen."

Und dabei streckte er den Arm aus, als wolle er Christian auf die Seite schieben.

Dieser erfaßt schnell mit der linken Hand den Kragen des Mantels, und während er mit der rechten seinen Degen zieht, reißt er zugleich dem Unbekannten die Hülle vom Gesicht.

Aber im selben Augenblick prallt er auch erschrocken zurück.

„Der Herr Graf von Artois!“ ruft er aus; „wie, Monseigneur, Sie sind es?“

„Mein Page Christian Obinski!“ ruft nun auch der Graf von Artois, einen Schritt vortretend, der Christian zum Zurückweichen nöthigt.

„Monseigneur! Monseigneur!“ rief Christian außer sich; „seit zwei Stunden schon habe ich Ihre Stimme gehört, habe Ihren Gang erkannt, und dennoch — — nein, nein! ich konnte, ich wollte es nicht glauben!“

„Was konnten und wollten Sie nicht glauben, mein Herr?“

„Daß Ew. Königl. Hoheit sich entschließen würden —“

„Wozu?“

„Das abscheulichste aller Verbrechen zu begehen!“

„Beliebt? In welchem Tone erdreisten Sie sich mit mir zu sprechen, mein Herr?“

„Aber Ew. Königl. Hoheit scheinen einen fürchterlichen Umstand gar nicht zu wissen!“

„Welchen Umstand?“

„Daß Sie die Stelle eines Mannes einnehmen, der heute erst getraut worden ist?“

„Ja wohl, Herr Christian, das weiß ich.“

„Ew. Hoheit gesteht selbst —“

Der Prinz zuckte ungeduldig die Achseln.

„Wie es scheint,“ sprach er, „sind meine Pagen verteufelt tugendhaft geworden? Was will denn nur das gute Volk von Paris, daß es bei meinem Vorbeifahren so über Unmoralität heult?“

„Monseigneur, ob ich moralisch oder unmoralisch bin, das geht das Volk von Paris eben so wenig an, als ich mich um sein Geheul bekümmere; was mich aber angeht, mich! was mein Gewissen mir sagt, das ist, daß meine Ehre mir verbietet, einem Prinzen ferner zu dienen, dessen Dienste mich entehren! Demgemäß sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, Ew. Königl. Hoheit meine Demission unterthänigst zu Füßen zu legen."

„Hier? So auf offener Straße?" sprach der Prinz mit erzwungenem Lachen.

„Ja, mein Prinz," erwiderte Christian ernst, „und meine Schuld ist es nicht, wenn sie, indem ich sie Ihnen zu Füßen lege, in den Schmutz fällt."

„Meiner Treu!" rief der Graf von Artois erzürnt, „das ist ein drolliger Schlingel!"

„Monseigneur, ich bitte zu bedenken, daß ich ein Edelmann bin, daß ich von diesem Augenblicke an nicht mehr in Ihren Diensten stehe, und daß —"

„Nun, und daß?"

„Daß Sie mich, wie ich glauben muß, insultiren wollen!"

„Geniren Sie sich durchaus nicht, Herr Christian, wenn Ihnen das Spaß macht zu glauben! Ich bin heute in schlechter Laune und eben aufgelegt, Jemand zu züchtigen."

„Monseigneur —"

„Verstehen Sie mich recht, mein Herr, denn auch ich spreche jetzt als Edelmann zu Ihnen: Sie halten sich für insultirt, nicht wahr?"

„Monseigneur —"

„Halten Sie sich für insultirt oder nicht, mein Herr? Ja oder nein?“

„Ew. Königl. Hoheit —“

„So antworten Sie doch, zum Teufel!“

„Monseigneur haben das Wort Schlingel ausgesprochen —“

„Nun denn, ja, und ich bleibe dabei! Nehmen Sie also immerhin die Genugthuung an, die ich Ihnen biete; beides, der Schimpf sowohl wie die Genugthuung, stellt Sie auf gleiche Linie mit dem Herrn Herzog von Bourbon, und ich hoffe, das ist nicht zu verachten.“

Christian zögerte noch; er wußte noch nicht recht, was der Graf von Artois damit sagen wollte; dieser aber beeilte sich selbst, ihm jeden Zweifel zu benehmen:

„Vorwärts, mein schöner Freund! ziehen Sie vom Leder — heraus mit der Klinge! — Aber beeilen Sie sich, während wir noch ungestört sind, denn wenn zufällig Jemand vorüberginge, mich erkennte und Sie ergriffen würden, so würde es sich ganz einfach um Ihren Kopf handeln — was mir leid thun sollte, so wenig er auch werth zu sein scheint.“

„Mein Prinz —“

„Mordieu! So schreien Sie nicht so viel, sondern schlagen Sie sich lieber, mein Herr Vertheidiger der Moral, mein Herr Ritter der beleidigten Unschuld!“

Und zugleich hatte der Prinz den Degen gezogen und sich in Fechterstellung ausgelegt.

Christian, den die erste Aufwallung von Zorn und Eifersucht hingerissen, hatte seinen Degen bereits halb aus der Scheide gezogen, als ihm plötzlich das

Ungeheure der That, die er zu begehen im Begriffe war, vor die Seele trat.

„Nein, niemals!“ rief er aus.

Und dabei stieß er den Degen wieder in die Scheide.

„Nun denn, mein Herr!“ sprach der Prinz, nachdem er Christian einige Augenblicke stillschweigend beobachtet hatte, „da Sie zur Vernunft gekommen zu sein scheinen, so gehen Sie Ihres Weges und ich den meinigen.“

Und noch einige Worte in den Bart murmelnd, die Christian nicht verstand, so betäubt war er, stieg der Prinz in seinen Fiaker, der alsbald mit ihm davon rollte.

Nach einigen Minuten erwachte Christian aus seinem Zustande der Betäubung und blickte um sich.

Der Prinz hatte die Hausthüre halb offen gelassen.

Christian gewahrt es und stößt einen Schrei, halb der Freude, halb des Schmerzes aus.

Der Weg war ihm geöffnet, um sich Aufklärung über dieses ganze furchtbare Ereigniß zu verschaffen.

Der junge Mann stürzt ins Haus, fliegt die drei Treppen hinan, findet die der Treppe gegenüber gelegene Thür, wie die Hausthüre, halb geöffnet, dringt ins Zimmer, und gewahrt Ingénue, bleich, mit aufgelöstem Haar, einer Wahnsinnigen gleich, in einer Ecke knieend.

Bei dem Geräusch, das Christians Eintreten verursacht, wendet sie den Kopf, erblickt den so lange und so schmerzlich Ersehnten vor sich, stößt einen Schrei aus, und wird ohnmächtig.

Der Tag fing bereits an zu grauen; ein Eckfenster des Zimmers ging nach dem Garten der Demoiselles

Réveillon hinaus; man hörte die Sperlinge ihren ersten Morgengesang zwitschern.

Als Christian Ingénue zu Boden fallen sah, war er auf sie zu geeilt, hatte sie in seinen Armen emporgehoben und versuchte es nun, sie wieder zu sich zu bringen.

Plötzlich hört er Schritte im Nebenzimmer, eine Seitenthüre öffnet sich, und Auger erscheint auf der Schwelle.

Dieser hatte den Prinzen fortfahren hören, und war nun zurückgekehrt, um Besitz von seinem ehelichen Eigenthum zu nehmen.

Der erste Schein des Tages beleuchtete ein Bild des geheimnißvollen Schauders und furchtbaren Entsetzens.

Ingénue ohnmächtig auf ihrem Bette, Christian in liebevoller Angst über sie gebeugt, und jener Mann unter der Thür stehend.

Christian erkannte sofort in ihm jenen verabscheuungswürdigen Bösewicht, den Verkäufer seiner eignen Ehre; er wußte von der ganzen Sache noch kaum etwas mehr, als daß Ingénue das Opfer eines niederträchtigen Handels geworden sei.

Er zog den Degen.

Auger, der schon einige Schritte ins Zimmer vorgetreten war, prallte erschrocken wieder bis an die Thüre zurück.

Er stieß einen dumpfen Wuthschrei aus und suchte nach einem Degen an seiner Hüfte.

Bei dem Klange dieser Stimme erwachte Ingénue aus ihrem bewußtlosen Zustande; sie strich ihr langes



schönes Haar zurück, das sie wie ein züchtiger Schleier umwallte.

Sie sah erst Christian, dann Auger erstaunt und ihre Sinne mühsam sammelnd an.

Plötzlich schien ihr das volle Bewußtsein ihrer erschrecklichen Lage wiedergekommen zu sein.

Sie winkte Christian mit der Hand, sie zu verlassen.

Der junge Mann stand unentschlossen, ob er gehen oder bleiben solle; aber Ingénue wiederholte den Wink noch gebieterischer als das erste Mal.

Halb gerührt und halb verzweifelnd über das Unglück des armen Weibes, wie über sein eigenes, gehorchte er wie ein Sklave.

Auger versuchte es, sich aus dem Bereich von Christians Degen zu ziehen, womit ihm dieser jedoch im Vorübergehen einen flachen Hieb über das Gesicht versetzte.

Auf dem Treppenflur blieb der junge Mann noch einmal stehen, theils aus Besorgniß vor einem hinterlistigen Ueberfall, vorzüglich aber, um noch einmal die Züge dieses reizenden Wesens zu sehen, das nun auf immer für ihn verloren war.

Ingénue hatte sich emporgerafft und blickte auch ihm nach.

Die Strahlen ihrer Augen begegneten sich.

Es lag in Ingénues Blicken ein solcher Zauber der Unschuld, so viel Schmerz und Liebe, daß Christian, von tausend widerstreitenden Gefühlen gefoltert, die Treppe hinabstürzte.

Ingénue blieb mit Auger allein.

Christians Anwesenheit in diesem Zimmer war letzterem ein völliges Räthsel und verwirrte seine Gedanken.

Er wußte Nichts, er begriff Nichts, er war wie trunken.

Ingénue getraute sich nicht über das so eben Erlebte nachzudenken; sie zitterte, einen Blick in diesen Abgrund von Abscheulichkeiten zu werfen; sie fühlte sich im Voraus wie von einem Schwindel der Schaam und Empörung ergriffen.

Sie hatte nur die Kraft zu sagen:

„Sie sind ein Nichtswürdiger!"

Auger wollte auf sie zugehen, wollte sprechen.

„Keinen Schritt näher!" rief Ingénue, „oder ich rufe meinen Vater!"

Auger wich scheu zurück.

Eine Familienscene fürchtete er mehr wie Alles.

„Elender!" fuhr Ingénue fort, „haben Sie bei Ihrem schändlichen Verfahren nicht Eines bedacht? Daß ich nämlich ein einziges Wort vor dem ersten, besten Magistratsbeamten zu sprechen brauche — und Sie sind verloren!"

Auger wollte abermals sprechen.

„Unwiederbringlich verloren," wiederholte Ingénue, „ohne daß Sie der Einfluß Ihres Herrn und Meisters zu retten vermag!"

Und Auger machte einen dritten Versuch.

„Schweigen Sie, mein Herr," rief sie; „ich befehle Ihnen, mich augenblicklich zu verlassen!"

„Aber," schrie Auger endlich mit höchster Unver-

schämtheit, „Sie wissen ja nicht einmal, wessen Sie mich anklagen sollen!“

„Ich klage Sie an, mein Herr, hier, das heißt bei meinem Vater, das heißt bei mir, das heißt in meinem Brautgemache, Ihren Herren, der Sie jetzt verleugnet, das heißt: den Herrn Grafen von Artois eingeführt zu haben.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Er selbst!“

Einige Augenblicke verweilte er nachdenkend, als suche er nach irgend einer Ausflucht.

Ein giftiges Lächeln schwebte auf seinen Lippen; er glaubte sie gefunden zu haben:

„Er hat Ihnen das gesagt, weil er einer Ausrede bedurfte, daß er mich, im Augenblicke, als ich die Familie Santerre auf die Straße begleitete, gewaltsam festnehmen ließ, um sich durch List an meiner Stelle zu Ihnen zu schleichen.“

Diese Worte hatten allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich. Ingénue sah Auger erstaunt an.

„Demnach also,“ sprach sie, „klagen Sie den Prinzen dieses Frevels an?“

„Gewiß; er wollte sich an mir rächen.“

„Sie sind also der Meinung, daß es ein Fallstrick war, den er Ihnen gelegt hat und in den Sie gefallen sind?“

„Ist Ihnen das noch zweifelhaft?“

„Gut denn; ich will die Möglichkeit gelten lassen, daß dem so sei. Wohlan! so rufen wir meinen Vater herzu.“

„Ihren Vater?“

„Augenblicklich!“

„Aber wozu?“

„Er hat eine Feder, die eben so viel werth ist, als der Degen eines Edelmannes; er wird diese mächtige Waffe dem Schutze meiner Ehre weihen, da Sie sie nicht zu schützen wußten, und der Thäter einer so nichtswürdigen Handlung soll zur Strafe gezogen werden — und wenn er tausend Mal ein königlicher Prinz wäre!“

„Ums Himmelswillen thun Sie das nicht!“ rief Auger, erschrocken vor Ingénue's Energie.

„Wie! was hält Sie ab?“

„Die Gewalt des Prinzen ist groß.“

„Sie fürchten sich?“

„Ich gestehe es, ich bin ein zu geringes Wesen, um mich an einer Königl. Hoheit zu reiben.“

„So gilt Ihnen die Ehre denn gar Nichts? Es ist Ihnen also nicht eine Genugthuung, sich an einem Prinzen zu rächen, von dem Sie zuerst, und ohne daß Sie Jemand dazu zwang, so viel Böses gesagt haben?“

„Aber, Madame, Sie wollen mich also durchaus ins Verderben stürzen?“

„Demnach logen Sie, als Sie uns versicherten, daß Sie vor keinem Opfer zurückschrecken würden, um wieder ein ehrlicher Mann zu werden?“

„Wohlan! Sagen Sie, daß ich es war, der den Prinzen hierher gelockt; ich werde es sagen, daß ich Sie mit Ihrem Liebhaber getroffen habe!“

„Thun Sie es immerhin!“ rief Ingénue in edler Aufwallung; „gestehen Sie vor Gott und der Welt

Ihre Niederträchtigkeit, ich scheue mich nicht, meine Liebe zu gestehen!"

„Madame!"

„Thun Sie was Sie wollen, die Welt wird zwischen uns richten!"

Auger begriff, daß einem solchen Charakter, wie der Ingénue's, gegenüber, Alles für ihn verloren sei.

Ein teuflisches Lächeln verzerrte sein Antlitz.

„Gleichviel," sprach er, „wir werden ja das Ende sehen!"

„Das Ende? O — das kann ich Ihnen leicht vorher sagen, wenn Ihnen so viel daran gelegen ist es zu wissen!"

„Lassen Sie hören."

„Nun denn, so hören Sie: Entweder ich gestehe meinem Vater Alles ohne Rückhalt — und dann, sehen Sie sich vor! mein Vater liebt mich und sein Schmerz wird Ihnen theuer zu stehen kommen! — Oder, was eines rechtlichen Weibes, und zumal einer Christin würdiger ist, ich verschweige dem armen, von Ihnen so schändlich betrogenen, gemißbrauchten Manne diese ganze abscheuliche Geschichte; ich werde im Stillen dulden — verstehen Sie mich wohl! — nicht eine Sylbe, keine Klage wird fortan über meine Lippen kommen. Sie aber sind, so wie so, von diesem Augenblick an, nur noch ein Gegenstand der Verachtung, des Ekels!"

Auger stieß eine neue Drohung aus, aber Ingénue achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Mit einem Worte: rechtfertigen Sie sich vor Ablauf von zwei Tagen, indem Sie meine beschimpfte Ehre auf eclatante Weise rächen, oder machen Sie sich

jedesmal, wenn ich meine Lippen bewege, darauf gefaßt, daß ich Sie einen Feigen, einen Ehrlosen, einen Niederträchtigen nenne!"

„Sehr wohl!" knirschte Auger, das Zimmer in ohnmächtiger Wuth verlassend.

Er begriff Nichts von Allem was vorgegangen; vergebens suchte er in seiner niedrigen Denkweise nach tausend Mitteln um die Wahrheit zu erfahren, und stieß auf tausend Voraussetzungen, eine immer unwahrscheinlicher und falscher als die andere.

Ingénue sah ihrem Manne nach als er das Zimmer verließ, sie horchte auf seine Schritte, als er sich entfernte, und als sie nichts mehr auf der Treppe vernahm, sprang sie auf und verschloß und verriegelte ihre Thüre sorgfältig; dann sank sie vor ihrem Bette auf die Knie nieder, und flehte inbrünstig zu Gottes Barmherzigkeit, und rief Christians Namen mit so sanfter, süßer Stimme, daß die lieben Engelein darob hätten eifersüchtig werden können.

Zum Unglück waren Ingénue und Christian durch die Hälfte von Paris von einander getrennt, und Christian konnte die liebe Stimme nicht hören, die ihn in seinem Schmerz getröstet haben würde.

In diesem Chaos von Ereignissen, diesem Labyrinthe von Gedanken, hatte Christian sowohl wie Auger ganz den Kopf verloren, und Christian erlag unter der Wucht seines Schmerzes, wie Auger unter der der Furcht und der Verachtung.

Der arme junge Mann war bleich, erschöpft, gebrochen zu seiner Mutter heimgekehrt, die über seinen Anblick zum Tode erschrak; so sanft und liebevoll sie

ihn auch befragte, er antwortete Nichts, warf sich auf sein Bett und preßte den Kopf zwischen seine Hände, als wolle er ihn vor dem Zerspringen bewahren.

Plötzlich aber raffte er sich empor.

Mitten in der Finsterniß, die seine Gedanken umhüllte, trat ein spöttisches, unverschämtes Antlitz vor seine Sinne.

Es war das des Prinzen, der ihm einen Zweikampf angeboten, den er den Muth gehabt hatte auszuschlagen, eine so heilige Person war damals noch eine Königliche Hoheit für einen Edelmann.

Endlich gelangte er dazu einen Entschluß zu fassen, dem Prinzen zu schreiben.

Noch aufgeregt von dem Sturme der Gefühle, die in ihm tobten, schrieb er einen Brief, in welchem er die ganze Bitterkeit seiner Seele ergoß, und schickte ihn sofort nach Versailles, mit dem Auftrage, ihn dem Prinzen ohne Verzug zuzustellen.

Dieser Brief enthielt zugleich seine Demission in aller Form, und die Versicherung, daß Ingénue's Ehre durch Veröffentlichung der ihr angethanen Schmach gerächt werden würde.

Und da er nun Nichts mehr zu thun hatte, da seine ganze Liebe, alle seine Hoffnungen mit einem Streiche vernichtet worden waren, warf er sich wieder aufs Bett, um seine Wunde ein wenig zu schonen und zu pflegen, die sich in Folge der gehabten Anstrengung und Aufregung in erschreckender Weise entzündet hatte.

So sehr sich auch sein Bote beeilte, erreichte er doch Versailles erst um neun Uhr Vormittags.

Da der Brief von einem Pagen Sr. Königl. Ho-

heit kam, ward er dem Prinzen sogleich bei seinem Erwachen überreicht.

Der Graf von Artois erbrach ihn, las ihn, und fing an ihn mit einiger Unruhe zu commentiren, denn die Zeiten waren vorüber, wo das französische Volk sich noch hoffnungs= und willenlos unter den Druck des Adels beugte.

Der verkündende Hauch der großen Revolution fing bereits an zu wehen; der Blitz des 14. Juli leuchtete bereits am Horizonte, die Donner des 10. August grollten schon in der Ferne.

Ludwig XVI., der so eben die peinliche Frage abgeschafft hatte, und das französische Volk frei machen, oder richtiger frei werden lassen sollte, hatte auch seine eigene Familie bereits des Mißbrauchs ihrer Gewalt ein wenig entwöhnt.

Der junge Prinz, der, ermüdet von dem nächtlichen Abenteuer und so schnell seine Pferde hatten laufen wollen, nach Versailles zurückgekommen war, um im Falle eines möglichen Scandals sich mit einem Alibi decken zu können, sann über die Gefahr nach, die ihm diese böse Geschicht bereiten dürfte, so wie über die besten Mittel, um ihr vorzubeugen, als plötzlich Auger, welcher durch eine geheime Thüre freien Zutritt in sein Schlafzimmer hatte, diese Thüre leise öffnete und am Fuße des Bettes erschien.

XII.

Wie der Graf von Artois Herrn Auger empfing.

Auger trat mit der festen Zuversicht ein, sein Versprechen, ja sogar weit mehr, als er versprochen, aufs Glänzendste erfüllt zu haben.

Dem gemäß trug sein strahlendes Antlitz zugleich den Stempel aufgeblähten Lakaienstolzes und befriedigter Dienstfertigkeit, ein Antlitz, das, gleichsam in Folge der Gewohnheit geohrfeigt zu werden, immer roth und geschwollen erschien.

Als der Prinz ihn erblickte, ließ er ein „Aha!“ hören, das Herrn Auger ziemlich geringschätzig zu klingen schien.

„Sind Sie es wirklich, Meister Auger?“ sagte der Prinz.

„Ja, Monseigneur, ich bin es, der Ew. Königl. Hoheit bewiesen zu haben hofft, daß, wenn ein Diener wie Zopirus auch ein seltenes Ding ist, es deren doch

noch in der Welt gebe; nur bitte ich Ew. Königl. Hoheit, gnädigst berücksichtigen zu wollen, daß Zopirus von Darius mit Schätzen und Reichthümern überhäuft worden war, und daß Ihr unterthänigster Diener —"

Der Prinz ließ ihn nicht ausreden.

„Herr Auger," sprach er höhnisch, „wie ich merke, sind Sie sehr gut in der alten Geschichte bewandert; indeß will mich bedünken, es würde Ihnen weit ersprießlicher gewesen sein; wenn Sie sich ein wenig besser in der Geschichte Ihres eigenen Hauses unterrichtet hätten."

„Ich sage das nur, Monseigneur," erwiderte Auger mit seinem holdseligsten Lächeln und honigsüßer Stimme, „weil das, was ich für Ew. Königl. Hoheit gethan, einige Aehnlichkeit, ja sogar sehr große Aehnlichkeit mit Dem hat, was der Satrap Zopirus für den König Darius that."

Der Prinz sah Auger schweigend an.

„Der Satrap Zopirus," fuhr Auger immer dreister fort, „schnitt sich selbst Nase und Ohren ab, um nach Babylon zu gelangen, und als er einmal in der Stadt war, öffnete er dem König Darius das Thor — — Aber, mein Himmel, was haben denn Ew. Königl. Hoheit? Es scheint fast, als ob Monseigneur mich zornig anblickten?"

„Sind Sie denn wirklich der Meinung, Herr Auger, „erwiderte der Graf von Artois, „daß ich absonderliche Ursache habe, mit Ihnen so zufrieden zu sein?"

„Wie? Monseigneur wäre noch nicht befriedigt?"

„Und in welcher Beziehung soll ich befriedigt sein, wenn's beliebt?"

„Ach! ich verstehe; Monseigneur sind unzufrieden, daß Sie erkannt worden sind! Aber was thut das? der Sieg ist dadurch nur um so ruhmvoller."

„Ich glaube gar, Herr Auger, Sie unterfangen sich, meiner noch spotten zu wollen!" rief der Prinz, sich lebhaft im Bett aufrichtend.

Auger bebte vor den Zornesflammen zurück, die aus des Prinzen Augen sprühten.

„Aber, Monseigneur, Sie erschrecken mich!" sagte er; „ich verstehe kein Wort von alle dem. Woher nur dieser Unwille gegen mich? Habe ich denn nicht mein Versprechen gehalten?"

„Sie haben zwar Ihre Ehre verkauft, mein Herr Auger, aber Sie haben die Waare nicht ausgeliefert, das ist das Ganze."

„Ich will sterben, wenn ich weiß, was Ew. Königl. Hoheit —"

„Ich will sagen, daß Sie wie ein Dummkopf und ein schamloser Verräther, der Sie sind, das Nachtlicht haben brennen lassen, dessen Schein die Verwechslung verrieth, daß es Geschrei, Thränen, Drohungen gegeben hat — und da es nicht meine Art, die armen Weiber zu erschrecken, oder sie gar zu mißhandeln, so blieb mir nichts anders übrig, als mich beschämt zurückzuziehen."

„Wie? Monseigneur hätten nicht —"

„Sein Sie aber deshalb unbesorgt, Meister Auger, ich habe mich nicht entfernt, ohne es zu sagen, daß Sie es waren, der mir den Weg so schön geöffnet hatte."

Auger starrte den Prinzen wie betäubt an.

„Wie? Monseigneur hätten selbst —" wiederholte er stammelnd.

„Das werden Sie recht gut wissen, Sie doppelzüngiger Schuft! Haben Sie denn Ihre Demoiselle Gemahlin seitdem nicht wiedergesehen?"

„Nun denn!" versetzte Auger, in der Hoffnung, der Prinz werde sich zum Scherzen herablassen, „nun denn, Ew. Königl. Hoheit haben Recht; ja, Monseigneur! — Aber Mademoiseille, meine Gemahlin, wie Ew. Hoheit zu sagen belieben, ist von einer Naivetät, daß ich fest überzeugt bin, sie hat Ihr Erscheinen nur für einen Höflichkeitsbesuch zu etwas ungewöhnlicher Stunde angesehen, und wirft mir nur vor, Ew. Königliche Hoheit nicht zu anderer Zeit und in anderer Weise bei ihr eingeführt zu haben. Wahrhaftig, mein Quasi-Schwiegerpapa muß eine Prophetengabe besessen haben, als er sein Kind Ingénue taufen ließ, denn ein solches Wunder von Herzenseinfalt kann es nicht weiter auf der Welt geben!"

„Und Sie finden das Alles ganz allerliebst, Sie?"

„Monseigneur —"

„Wie Sie denken; was mich jedoch betrifft, so werden Sie mir verstatten, nicht Ihrer Meinung zu sein, denn ich habe eine höchst erbärmliche Rolle diese Nacht gespielt, und bin schließlich von Ihrem Wunder von Herzenseinfalt zur Thüre hinausgeworfen worden."

„Aber, Monseigneur —"

„Schweigen Sie, Sie sind ein Dummkopf, Sie haben mir eine Beschimpfung zugezogen, Sie haben meine Ehre compromittirt!"

„O, Monseigneur!" rief Auger zitternd, „sollten

Ew. Königl. Hoheit diese Sache wirklich ernsthaft nehmen?"

„Ob ich sie ernsthaft nehme? Morbleu! Das will ich meinen! — Wie! Sie laden mir da eine Geschichte auf den Hals, die mich vielleicht sehr weit führen könnte, wenn ich nicht zum Glück Sie als Wetterableiter bei der Hand hätte — und Sie, Doppelschuft! unterstehen sich noch, mich zu fragen, ob ich die Sache ernsthaft nehme?"

„Habe ich recht gehört?" schrie Auger entsetzt; „Monseigneur wollten sie auf meine Schultern wälzen?"

„Ganz gewiß will ich das!"

„Aber um welcher Ursache willen, Monseigneur?"

„Aus der Ursache, weil ich auf der Straße mit einem meiner Pagen, mit dem Grafen Christian Obinski, zusammengetroffen bin, einem Liebesritter, der Händel mit mir suchte, und mit dem ich bereits auf dem Punkte stand, die Degen zu kreuzen!"

„Ach, Monseigneur! Kein Zweifel, das war derselbe, der dann bis in Ingénue's Schlafzimmer gedrungen war!"

„Aha! mein Herr Dummkopf! Ihr Wunder von Herzenseinfalt war also schon mit einem Galan versehen?"

„Sein Sie versichert, Monseigneur —"

„Dieses Tugendmuster ließ sich bereits von Ihrem Stellvertreter bewachen! nur hatte dieser Stellvertreter Nummer Eins, während Sie mir Nummer Zwei anboten. Ich danke Ihnen, Herr Auger!"

„Aber wie können Ew. Königl. Hoheit denken —"

„Eine sehr zarte Aufmerksamkeit, wegen der ich

Ihnen zu gelegener Zeit Dank wissen werde, verlassen Sie sich darauf, Meister Fuchs!"

„Aber, Monseigneur," lamentirte Auger verzweiflungsvoll, „ich wußte ja gar Nichts von diesem unglücklichen Pagen! Ich schwöre Ihnen, daß ich bis diesen Morgen auch nicht eine Ahnung von dem Dasein dieses Herrn Christian hatte! Wie in aller Welt konnte er nur erfahren —"

„Hehe! mein Herr, wenn man so bescheiden ist, wie Sie, sich mit einem Zopirus zu vergleichen, so muß man auch etwas besser unterrichtet sein, wie Sie! Sie könnten sich nicht, wie Zopirus es gethan, Ihre Nase abschneiden lassen, denn dazu ist sie nicht lang genug. Was die Ohren betrifft, so wäre das schon eher möglich, und wenn Sie sich nicht schleunig aus dem Staube machen, so will ich die Sorge übernehmen, daß es geschehe."

„Ach! Monseigneur! schonen Sie mich!"

„Sie schonen? Weshalb denn? Nein, Parbleu! das will ich nicht! Im Gegentheil, ich will Sie zermalmen, zerschmettern — Da, sehen Sie!"

Er zeigte ihm den Brief, den er noch in der Hand hielt.

„Der junge Mann Nummer Eins, mein Page, schreibt mir hier allerhand niedliche Dinge; sehen Sie, er droht mir. Sei es denn! Die Oeffentlichkeit wird allein auf Sie zurückfallen, Meister Auger, und ich erkläre Ihnen im Voraus, daß ich schon meine Maßregeln darnach treffen will, um sie nicht zu scheuen."

Auger riß die Augen weit auf und glotzte den Prinzen an; so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er

konnte sich nicht denken, was der Prinz damit sagen wollte.

„Fürs Erste,“ fuhr der Graf von Artois fort, „jage ich Sie zum zweiten Male aus meinem Dienste, und dies Mal in ganzem Ernste. Ich will mich auch herbeilassen, Ihnen ganz im Vertrauen zu sagen, warum: weil Sie ein eben so ungeschickter wie schlechter Mensch sind; aber vor der Welt, in den Augen der Bürger, der Zeitungsschreiber, der Publicisten, der Philosophen jage ich Sie fort, weil Sie der Urheber einer Infamie sind, die darin besteht, daß Sie Ihre eigene Frau verkauft haben. Verstanden?“

„Monseigneur!“

„Ich habe Nicht's davon gewußt — und wenn ich es sage, wird man mir mehr glauben, wie Ihnen, — daß Ingénue Sie geheirathet hat; Sie sind es, der mich angeführt hat. Man kennt Sie als sehr listig und schlau, und Niemand wird sich darüber verwundern; ich aber kann mir die Rolle des Angeführten noch am ehesten gefallen lassen. Sie waren mein Kammerdiener; um sich bei mir einzuschmeicheln, haben Sie mir den Schlüssel einer Thüre gegeben; ich habe ihn zwar angenommen, aber — Morbleu! was wußte ich denn, daß es der Schlüssel zum Schlafzimmer Ihrer eigenen Braut, daß heißt, eines Engels an Reinheit und Unschuld sei? Aha! Meister Auger, Sie waren Nichts, als ein einfältiger Tropf; ich halte Sie fest, und werde Sie nicht loslassen, das schwöre ich Ihnen!“

„Sie verderben mich, Monseigneur!“

„Alle Tausend! meinen Sie zum Beispiel etwa, daß ich zwischen Ihnen und mir zögern werde?"

„Aber bedenken Ew. Königl. Hoheit nur, — ist es denn meine Schuld?"

„Wahrhaftig, ich glaube gar, Sie wollen mir noch einreden, es sei die meinige?"

„Ich bitte Sie, Monseigneur, wer Teufel konnte denn an diesen Herrn Christian denken?"

„Ja, und tausend Mal ja! Sie mußten daran denken!'

„Ich?"

„Ohne Zweifel; das war Ihre Pflicht als mein Diener! Und wenn nun vielleicht dieser Page, statt ein Ehrenmann zu sein, ein elender speculirender Schuft, oder wohl gar ein Kehlabschneider gewesen wäre, der mir meine Börse entrissen, und mir dann das Lebenslicht ausgeblasen hätte. Er konnte mich ohne Weiteres umbringen, Herr Auger! Was meinen Sie dazu? He? sagen Sie!"

Ein Fieberfrost durchschüttelte den Elenden; ein furchtbares Bild schwebte vor seinen Blicken, allein es zeigte ihm nicht den Grafen von Artois todt, in seinem Blute schwimmend, auf dem Straßenpflaster hingestreckt, sondern den Grève=Platz, das Schaffot, das Rad, und neben dem Rade den Scharfrichter, die eiserne Stange in der Hand.

„Mein Gott! mein Gott!" wimmerte Auger, die Hände ringend, „was soll mit mir werden, Monseigneur, wenn Ew. Hoheit mich verlassen?"

„Was aus Ihnen werden soll? Ich hoffe, ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen versichere,

daß mich das sehr wenig kümmert. Dieser Brief fordert Genugthuung von mir, und Gerechtigkeit will ich dem Schreiber verschaffen; ich werde dem König Alles sagen, werde die Königin bitten, dieser armen Frau ihren Schutz angedeihen zu lassen, die man entehren will, ich werde selbst hingehen und Ingénue um Verzeihung bitten. Zum Teufel, Meister Auger! Sie sind ja nicht der Einzige, der eine Rolle zu spielen versteht! Und dann, wenn ich Alles gethan habe, was mir mein eigenes Gewissen vorschreibt, dann werde ich darüber nachdenken, was ich mit Ihnen beginne. Man droht mir mit der Oeffentlichkeit; gut, ich nehme es an; aber ich werde diese Oeffentlichkeit so einrichten, daß ich noch niemals in günstigerem Lichte dagestanden haben werde. Der Schatten wird für Sie sein, Monsieur Auger; flüchten Sie sich in ihn, wenn Sie Belieben dazu haben."

„Demnach also, Monseigneur, Sie verlassen mich?" frug Auger verstockt.

„Ich verlasse Sie nicht allein, ich verleugne Sie auch sogar."

„Und wenn es mir nun gelungen wäre?"

„Wenn es Ihnen gelungen wäre?"

„Ja, Monseigneur."

„Nun, meiner Treu, so muß ich Ihnen sagen, Herr Auger, daß mir das jetzt sehr leid thun würde. Ich liebe das Vergnügen, o ja; aber es wäre doch in Wahrheit zu theuer mit den Thränen einer so reinen, so unschuldigen, so interessanten Frau, wie Madame Ingénue Auger, geborene Rétif de la Bretonne, erkauft worden. Wäre es gelungen, ich glaube, Gott

verzeihe mir's, ich hätte Sie wie einen Hund todtschlagen lassen; ich würde Gewissensbisse haben, während ich jetzt dem Himmel danke, nur mit der Schande davongekommen zu sein."

„Monseigneur, Monseigneur!" schrie Auger, „wollen Sie denn wirklich unerbittlich sein?"

„Herr Auger, ich würde gar zu dumm sein, wenn ich diese Gelegenheit nicht mit beiden Händen ergriffe, mich in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, indem ch Sie zum Teufel jage."

„Also, keine Hoffnung mehr?"

„Keine, mein Herr. Hinaus mit Ihnen! und bedenken Sie wohl, daß der mindeste Lärm, den Sie etwa über diese Geschichte machen, hier ein Echo finden würde, das Ihnen sehr mißfallen sollte; Sie werden der Ambos sein, und ich der Hammer. Halten Sie sich also gut, Herr Auger, halten Sie sich gut!"

„Man drängt mich! man stößt mich — und doch wollte ich nicht bis zum Verbrechen herabsteigen!"

„Sie können herab, oder hinaufsteigen," sprach der Prinz verächtlich, „wie es Ihnen belieben wird; da es aber wahrscheinlich ist, daß das Letztere der Fall sein wird, und zwar bis zum Galgen, so wünsche ich wenigstens nicht, daß Sie in meinem Dienst gehangen werden."

Auger stieß einen dumpfen Wuthschrei aus, sah mit verstörten Blicken rings umher, und stürzte aus dem Zimmer.

Alle Furien der Hölle tobten in seinem Herzen.

Sobald er verschwunden war, riß der Graf von Artois heftig am Klingelzuge.

„Man rufe mir Herrn Christian Obinski herbei," rief er dem eintretenden Kammerdiener entgegen; „ich will ihn den Augenblick sprechen!"

XIII.

Prinz und Edelmann.

Nachdem Christian den Brief abgesendet, das erste Feuer des Zorns verraucht war und das Fieber sich ein wenig beruhigt hatte, dachte er über die Folgen seines Benehmens nach, und ohne gerade in Schreck zu gerathen, ward er doch nicht wenig besorgt, als gegen elf Uhr Morgens ein Bote Sr. Königl. Hoheit bei ihm angemeldet ward.

Der Courier hatte den Weg von Versailles nach Paris in etwa einer Stunde zurückgelegt.

Die Aufforderung, augenblicklich vor Sr. Königl. Hoheit zu erscheinen, beruhigte den jungen Mann keineswegs.

Das Schreckgespenst der Bastille hatte im Jahre 1788, das heißt ein Jahr vor ihrer Erstürmung und Zerstörung, noch nicht ganz seine Kraft verloren, die

Tradition, welche jedem Franzosen die Verpflichtung auferlegt, einen Prinzen von Geblüt, selbst bei seinen Irrthümern und Fehltritten zu respectiren, war noch nicht ganz vergessen.

Christian lag noch im Bett; er ließ den Boten selbst hereinkommen, und befrug ihn noch einmal.

Der Mann wußte weiter Nichts zu sagen, als daß er plein carriere habe nach Paris reiten müssen, um dem Herrn Grafen Obinski zu verkündigen, daß Se. Königl. Hoheit ihm befehle, sofort vor ihm zu erscheinen.

Sofort! das war ein Wort, das eben nicht die freundlichste Absicht des Prinzen verrieth.

Christian seufzte bei dem Gedanken an das Schicksal, das ihn aller Wahrscheinlichkeit nach erwartete; nichtsdestoweniger war er entschlossen, ihm standhaft entgegen zu gehen.

Er beauftragte den Boten, dem Prinzen zu vermelden, daß er ihm sogleich folgen werde.

Dann ging er zu seiner Mutter.

Es war nöthig, sich für alle Fälle vorzusehen, selbst für den, daß er direkt von Versailles in die Bastille würde gehen müssen.

„Meine Mutter," sprach er, „Se. Königl. Hoheit der Herr Graf von Artois hat mir so eben einen Befehl zugeschickt, mich augenblicklich zu ihm zu verfügen; es wäre möglich, daß er mich jetzt, da ich wieder dienstfähig bin, mit einem wichtigen Auftrage, von dem schon vor längerer Zeit einmal die Rede war, auf Reisen schickte."

„Nun so geh," sagte die Gräfin; „vor Deiner Abreise werde ich Dich ja doch jedenfalls noch sehen."

„Vielleicht.“

„Wie so, vielleicht?“ frug die Gräfin überrascht.

„Nun ja; zuweilen sind diese Art von Expeditionen sehr eilig.“

„Mein Sohn!“

„Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein Courier, sobald er seine Instructionen hat, augenblicklich aufbrechen muß, und er nicht einmal so viel Zeit hat, um von den Seinen Abschied zu nehmen, da oft das Geheimniß von der Schnelligkeit seiner Abreise abhängt.“

„Ich verstehe,“ sprach die Gräfin unruhig, „ich verstehe. Demnach also reisest Du?“

„Ja, Madame.“

„Und Deine Gesundheit?“

„Ich bedarf vor allen Dingen der Zerstreuung, meine Mutter, und hoffe daher, daß eine Reise, wenn es nämlich noch dazu kommt, mir recht zuträglich sein wird.“

„Ich kann Nichts mehr dagegen einwenden.“

Sie sah den jungen Mann einige Augenblicke mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

„Werde ich Dich wenigstens sehen können, bevor Du reisest,“ sprach sie dann traurig, „und wenn es auch nur an der Barriere von Paris wäre, wo ich Dich treffen könnte?“

„Wie soll ich das wissen?“ antwortete Christian verlegen.

„Welches auch der Zweck Deiner Reise ist,“ fuhr sie fort, „das kann man Dir doch nicht abschlagen,

sonst folge ich Dir nach, wohin Du auch reisen magst."

Christian antwortete nicht; die Zärtlichkeit dieser Mutter hatte Argusaugen, vor denen keine Lüge Stich halten konnte.

Da Christian noch zu schwach war, um zu reiten, hatte er das Anspannen befohlen, und man meldete ihm daher zu sehr gelegener Zeit, daß der Wagen bereit sei.

Er umarmte seine Mutter rasch, eilte fort und war in Zeit von anderthalb Stunden beim Prinzen.

Der Graf von Artois war völlig angekleidet und schien Christian mit Ungeduld zu erwarten; er ging in tiefes Nachdenken versunken — was eine Seltenheit bei Sr. Königl. Hoheit war, — im Kabinet auf und ab, als man ihm den Grafen Obinski meldete.

Christian trat mit bescheidener Haltung aber muthigen Herzens ein.

„Nur näher, mein Herr, nur näher!" rief der Prinz; „man hat Ihnen gesagt, daß ich Sie erwartete?"

„Ja, Monseigneur," sagte Christian; „ich weiß, daß Ew. Königl. Hoheit mir die Ehre erzeigen, mich sprechen zu wollen."

Der Prinz winkte dem Kammerdiener, der den jungen Mann eingelassen hatte, sich zu entfernen und die Thüre zu schließen.

Der Prinz und der Edelmann standen sich allein gegenüber.

Der Graf von Artois ging noch einmal im Zim-

mer auf und ab, während Christian schweigend und unbeweglich harrte.

„Mein Herr," sprach der Prinz endlich, mit würdevollem Anstand stehen bleibend, „es gehen seltsame Dinge zwischen uns vor! Um zunächst von diesem Briefe zu sprechen, den Sie mir diesen Morgen übersandt haben, so werden Sie mir zugeben, daß er nicht in einem Tone geschrieben ist, wie man sich dessen gegen einen Prinzen von Geblüt bedient."

„Vergebung, Monseigneur," erwiderte Christian; „allein das hat seinen Grund darin, daß auch mir Dinge begegnet sind, wie sie schwerlich einem anderen Menschen begegnen —"

„Halt, mein Herr!" rief der Prinz; „ich will keine Erklärung, sondern Sie sollen meinen Willen vernehmen."

Christian hielt sein Loos für entschieden und machte sich schon bereit, seinen Degen dem Prinzen zu überreichen.

„Mein Herr," fuhr der Graf von Artois fort, der ohne Zweifel errieth, was in der Seele des jungen Mannes vorging, „ich bin durch einen nichtswürdigen Diener zu einem traurigen Irrthum verleitet worden, und infolge dieses Irrthums habe ich einen Schritt gethan, den ich sehr bereue, da ein armes Weib dadurch bekränkt worden ist; indeß, ein solches Unglück läßt sich wieder gut machen."

„Niemals, Monseigneur, niemals!" rief der junge Mann, verzweiflungsvoll die Hände vors Gesicht schlagend; „unglücklicherweise haben Ew. Königl. Hoheit Etwas begangen, was niemals wieder gut zu machen ist!"

„Niemals? Und in wiefern, wenn ich fragen darf?"

„Die Ehre des Weibes, Monseigneur — das wissen Sie wohl, — ist noch in ganz anderer Weise verletzbar, wie die des Mannes!"

„Und wollen Sie mir wohl erklären, mein Herr," sprach der Prinz, Christian forschend anblickend, „auf welche Weise die Ehre der Madame Anger angetastet worden ist?"

„Aber, Monseigneur, Sie wissen doch so gut wie ich, daß Ingénue's Ehre auf immer verloren ist!"

„Das ist es eben, was ich nicht weiß, mein Herr."

„Verzeihung — ich verstehe Ew. Königl. Hoheit nicht."

„Sie werden mich sogleich verstehen. An jenem Tumultabende, am nämlichen Abend, wo Sie verwundet wurden, hatte ich das Glück, Mademoiselle Ingénue zu treffen, allein, von ihrem Vater getrennt und in großer Angst um ihn. Ohne daß sie wußte, wer ich sei, geleitete ich sie bis an ihr Haus. Sie hatte mich demnach gesehen, sie kannte mich, wenigstens vom Ansehen. Als sie mich nun diese Nacht wieder erblickte, mußte sie doch nothwendigerweise zwischen meinem Aeußeren und dem ihres sauberen Herrn Gemahls einen Unterschied bemerken, der, ohne mir schmeicheln zu wollen, nicht eben zu meinem Nachtheile spricht. Es hätte sie schmeicheln sollen, nicht wahr? Nun denn, ganz im Gegentheil: sie ist erschrocken, sie hat ein Geschrei erhoben, sie hat gedroht, gejammert, gefleht, daß ich sie verlassen möge. Ich habe ihr Alles gesagt, was Höflich-

keit und Galanterie mir eingab, aber vergebens, sie blieb halsstarrig, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als Hut und Degen zu nehmen, und wieder den Rückzug anzutreten. Ich habe ihr mein hochachtungsvolles Compliment gemacht und — weiß Gott! herzensfroh, mich getäuscht zu haben, oder richtiger, getäuscht worden zu sein, gelangte ich wieder auf die Straße, wie Sie wohl gesehen haben werden, da wir uns an der Hausthüre begegneten."

„Mein Gott im Himmel!" flüsterte Christian im höchsten Erstaunen; „ist das auch wirklich wahr, Monseigneur?"

„Beliebt, mein Herr?" rief der Prinz mit dem ganzen Stolze seines königlichen Geblüts, das sich bei dem leisesten Schimmer eines beleidigenden Zweifels in sein Wort empörte.

„Ja, ja, Monseigneur, es ist wahr!" rief Christian. „O vergeben Sie mir; Ihr Mund, der Mund eines großmüthigen Fürsten, eines loyalen Edelmannes, kann ja nicht lügen. — Ja, Monseigneur, ich glaube Ihnen, ich segne Sie! Gütiger Himmel! die Freude raubt mir den Verstand!"

„Demgemäß sind Sie also doch ihr Liebhaber, mein Bester?"

„Ich, ihr Liebhaber! Ach, Monseigneur! wenn ein Weib lieben, mit gefalteten Händen verehren, es anbeten, seinen Blick, seine Stimme, den bezaubernden Reiz jede seiner Bewegungen vergöttern, wenn die Sehnsucht, die Spur ihrer Füße zu küssen, wenn man schon beim Berühren ihres Kleides vor Entzücken dem Wahnsinne nahe ist — wenn das ihr Liebhaber sein heißt,

ja, Monseigneur, ja, ja! dann bin ich Ingénue's Liebhaber!"

„Wahrhaftig, mein lieber Christian," sprach der Prinz lächelnd, und sich plötzlich der Vertraulichkeit der Jugend hingebend, „Ihre Geschichte interessirt mich ungemein!"

Christian, im höchsten Grade erfreut, und durch seine Freude ebenfalls vertraulich geworden, erzählte nun dem Prinzen seine ganze Liebes= und Leidensgeschichte, alle seine erlebten Abenteuer: jene reizenden und doch so traurigen Stunden, die er mit Ingénue verbracht hatte, als er noch mit ihr auf demselben Treppenflur gewohnt und sich für einen Handwerker ausgegeben hatte; dann Vater Rétifs Strafpredigt; seine Vertreibung aus seinem Paradiese, seine Verwundung, seine Leiden während des Krankenlagers, die Langsamkeit seiner Genesung, die Unmöglichkeit, Ingénue die mindeste Nachricht von sich zukommen zu lassen; endlich wie es, nach der Rückkehr in das Hôtel seiner Mutter, sein erster Ausgang nach der Bernhardinerstraße gewesen sei. Er erzählte, wie er von der Bernhardinerstraße nach dem Faubourg=Saint=Antoine geschickt worden sei, was er dort gesehen und gehört, bis zu dem Augenblick, wo er, von allen Qualen der Eifersucht gefoltert, dem Prinzen den Weg vertreten habe.

Endlich schwieg er, und der Graf von Artois konnte nun auch zu Worte kommen.

„Nun denn, mein lieber Christian," hob er an, „jetzt, wo ich alle Ihre Abenteuer weiß, ist es in der Ordnung, daß ich Ihnen auch die meinigen mittheile; sie werden Ihnen Manches, was Ihnen noch dunkel

ist, aufklären. Ich hatte also, wie ich Ihnen bereits gesagt, die arme Kleine gesehen, die, wie Sie selbst am Besten wissen werden, wirklich reizend ist; sie frappirte mich, wie eines jener Wesen, welche die Natur gleichsam nur aus Versehen aus der Volksklasse hervorgehen ließ, und welche eigentlich zur Fürstin oder Königin bestimmt zu sein scheinen. Auger, mein Factotum, versprach mir, mir ihre Liebe zu verschaffen."

„Das also war es!"

„Was wollen Sie? — ich nahm sein Erbieten an, und das ist eben mein ganzes Unrecht. Es scheint fast, daß der Schuft erst die Absicht hatte, das Mädchen wie ein Vandale zu rauben; er hat sich bei dem Versuche eine wohlverdiente Tracht Prügel geholt, die ich ihm und seinem Spießgesellen, den er bei sich hatte, von Herzen gönne. Ich wußte natürlich von der ganzen Sache gar Nichts, und erfuhr erst davon, als sie zum Glück gescheitert war. Augenblicklich jagte ich Auger zum Teufel, der dumm genug gewesen war, meinen Namen bei dem einfältigen Handel zu compromittiren."

„Das war edel von Ihnen gehandelt, Monseigneur."

„Schon gut, aber warten Sie nur erst; wir sind noch nicht zu Ende. Können Sie sich vorstellen, daß der Schurke auf den Einfall kam, sich auf seine Manier zu rächen? Und wissen Sie, worin diese Rache bestand? Der Bursche bekehrte sich, oder, zur Ehre der Religion sei es gesagt, er stellte sich so; es gelingt ihm auch wirklich, durch seine glatten Worte einen guten, ehrlichen Mann von Pfarrer zu beschwatzen, er ließ sich von ihm aufs Beste empfehlen, rührte sich tüchtig, ward

Commis, Cassirer — was weiß ich! — marterte sich für einen Lumpengehalt ab, machte dem Vater Rétif die Cour, und schmeichelte sich so bei ihm ein, daß die geheimnißvolle Heirath wirklich zu Stande kam. Nachdem er die Frau sicher hatte, wendete er sich wieder an mich, der ich wohl noch dann und wann ein wenig an Ingénue dachte, aber nicht mit einem Athemzuge mehr an Herrn Auger. Es ist nothwendig, Ihnen zu sagen, daß ich ihn, bevor ich ihn fortjagte, mit Lebel, Bachelier, Bontems, und ich weiß nicht mehr mit wieviel anderen pfiffigen Dienern berühmten Andenkens verglich, aber nur, um ihm zu beweisen, daß er ein entarteter Nachkomme jener Helden der Spitzbüberei sei. Dies wird Ihnen dieser Brief erklären, den ich gestern früh erhielt:

„Monseigneur,

„Ingénue wohnt nicht mehr in einem vierten Stock der Bernhardinerstraße, sondern in einem dritten des Faubourg-Saint-Antoine, in dem Hause des Tapetenfabrikanten Réveillon. Nebstdem ist auch eine kleine Veränderung in ihren Lebensverhältnissen eingetreten: sie ist kein Mädchen mehr, sondern eine Frau, sie hängt nicht mehr von ihrem Vater ab, sondern ist selbstständig geworden.

„Finden Sie sich heute Nacht, zwischen Mitternacht und ein Uhr, in besagtem Faubourg-Saint-Antoine, dem benannten Hause gegenüber in einem Fiaker ein. Ew. Königl. Hoheit werden dort einen Mann finden, der Ihnen die Thüre öffnen und die Localitäten beschreiben wird.“

„Wie, Monseigneur?“ rief Christian aus, „das hat er zu schreiben gewagt?“

„Parbleu! da ist der Brief!“

„O, welches Glück, daß Ew. Königl. Hoheit ihn aufbewahrt haben!“

„Alle Tausend! ich werde mich wohl hüten, ihn aus der Hand zu geben; ich glaubte erst, es sei eine Falle.“

„Ja, ja, ich verstehe. Und Ew. Königl. Hoheit stellten sich zum Rendezvous ein?“

„Und er desgleichen. Er gab mir einen Schlüssel, beschrieb mir, wohin ich mich im Hause wenden sollte, und — meiner Treu! ohne ein Nachtlicht, das mir eine sehr unwillkommene Aufklärung gab, brachte Sie dieser Nichtswürdige um Ihre Geliebte, mein lieber Christian.“

„Der Schurke!“

„Nicht wahr, ein niedlicher Mensch?“

„Jetzt aber, Monseigneur, ist sein Verbrechen erwiesen!“

„Sein Sie unbesorgt,“ sprach der Prinz lachend, „das ist meine Sache und ich übernehme seine Bestrafung.“

„Können Sie mir jemals vergeben, Monseigneur?“

„Alles ist vergeben und vergessen, mein Bester; Sie sind ein wackerer junger Mann. Jetzt aber lassen Sie uns überlegen, was wir mit dem Vogel anfangen.“

„O — Monseigneur! er muß allen seines Gleichen ein abschreckendes Beispiel werden!“

„Darin bin ich ganz mit Ihnen einverstanden; aber wie? Hier müssen wir vorsichtig zu Werke gehen; eine öffentliche Bestrafung des Mannes ist einem geflickten Riß in der Ehre der Frau zu vergleichen, und ein unbeschädigter Stoff ist immer besser, selbst wenn er nicht der kostbarste ist, als der reichste mit einem Flecken, und wenn er noch so sauber gemacht wäre."

„Sie haben Recht, und tausendmal Recht, Monseigneur! zudem vergaß ich blinder Thor, daß Ew. Königl. Hoheit Name hier gar nicht ins Spiel kommen darf, und daß es ein schmählicher Undank für so viele Huld und Güte wäre, Sie in diesen schmutzigen Handel zu ziehen."

„Sein Sie meinethalben außer Sorge," sprach der Prinz, der infolge der von ihm getroffenen Maßregeln schon sicher war, weiß und rein aus der Geschichte hervorzugehen; „um Sie zufrieden zu stellen, würde ich schon Etwas wagen; aber überlegen Sie selbst: dieses junge Mädchen, der Sie im Dunkeln, in Vater Rétifs Abwesenheit, die Cour gemacht haben; Ihre Ausweisung durch den Vater, sobald er Sie, der Sie sich als Handwerker eingeschmuggelt hatten, als Edelmann erkannte; Augers Verheirathung, meine Anwesenheit im ehelichen Schlafzimmer, darauf die Ihrige — Alles das ist eine etwas verwickelte Geschichte, in der Manier der Hochzeit des Figaro, wenigstens für Alle die nicht, wie wir, mit der Leuchte der Aufklärung bis in den oberen Stock der Bernhardinerstraße und des Faubourg=Saint=Antoine gedrungen sind. Die Welt, müssen Sie bedenken, mein lieber Christian, die Welt ist eben nicht sehr zur Nachsicht

und Barmherzigkeit geneigt; dieses arme, so oft bedrohte, sogar bis in das eheliche Heiligthum von zwei Männern, deren einer der Graf von Artois, der andere dessen Page war, verfolgte und nur wie durch ein Wunder gerettete Mädchen, — wird das Alles Ingénue nicht ein wenig der Braut jenes Königs von Garba ähnlich machen?"

Christian ward vor Schrecken bleich.

„Sie lieben Sie also wohl sehr?" sagte der Prinz, der es bemerkte.

Statt aller Antwort seufzte Christian und schlug die Augen zum Himmel empor.

„Nun also, was werden Sie thun?" fuhr der Prinz fort.

„Das ist sehr einfach, Monseigneur: ich entführe Ingénue."

„Oho! oho! lieber Freund —"

„Wie, Monseigneur: entführt man denn jetzt nicht die Mädchen mehr?"

„Das wohl, alle Tausend! aber sehen Sie sich vor: Ingénue ist zwar noch nicht Frau, aber doch verheirathet. Wenn Sie Auger die Frau entführen, wird er ein Geschrei erheben wie ein Raubvogel und wird die Last der Oeffentlichkeit, der wir eben ausweichen wollen, auf unsere Schultern wälzen. Er wird es dann sein, der die schöne Rolle in der Komödie spielt, und wir die der geprellten Bösewichter."

„Aber, Monseigneur —"

„Bester, Sie wissen noch nicht, wer dieser Herr Auger ist! Glauben Sie mir, dieser Schuft ist sehr zu fürchten. Ich könnte ihn allenfalls in irgend ein Ker-

kerloch stecken lassen, aber dadurch würde er erst interessant, während er jetzt nur verächtlich ist. — Und Herrn Auger interessant machen, hüten Sie sich davor, wie vor der Pest, mein lieber Christian."

„Was sollen wir aber thun, Monseigneur?"

„Warten, mein Bester, ganz ruhig warten; Auger hat keine Mittel, um lange ruhig zu bleiben, und wenn er diese auch hätte, so liegt das nicht in seinem Charakter, ich kenne ihn zu genau; binnen hier und kurzer Zeit muß er ein vollendeter Bösewicht, ein Verbrecher werden, glauben Sie meiner Erfahrung. Sie lächeln darüber, mich von Erfahrung sprechen zu hören, der ich kaum sieben oder acht Jahre älter bin, wie Sie; allein bedenken Sie, daß die Fürsten schon um zehn Jahre älter wie andere Menschen geboren werden, und daß ich demnach noch einmal so alt bin, wie Sie."

„Sie rathen mir also wirklich, zu warten, Monseigneur?"

„Unter allen Umständen."

„Aber die Erwartung, das ist für mich der Tod! Dieser Elende ist ihr Herr und Meister, der Gott weiß was mit ihr beginnen kann!"

„Aha! Das ist es eben, worüber wir ein vernünftiges Wort mit einander sprechen müssen, und wo Sie mich, wie ich mir schmeicheln darf, sich ein wenig überlegen finden werden. Wollen Sie?"

„Monseigneur, ich verlange Nichts sehnlicher."

„Nun denn, so setzen Sie sich."

„Monseigneur —"

„Sie haben ein krankes Bein."

„Ich gehorche, Monseigneur.“

Christian nahm einen Stuhl.

Der Graf von Artois zog einen Armsessel heran und setzte sich, wie man es auf dem Theater zuweilen in dergleichen Scenen sieht.

„Und nun, merken Sie wohl auf,“ sprach der Prinz.

„Ich bin ganz Ohr, Monseigneur.“

XIV.

Der Graf von Artois und Christian verständigen sich.

„Sie sagten also, mein lieber Christian," hob dann der Prinz wieder an, „daß Ingénue sich in der Gewalt dieses Elenden befinde."

„Ja."

„Vor allen Dingen: Liebt sie Sie?"

„Monseigneur — das weiß ich nicht."

„Wie?"

„Da sie eingewilligt hat, sich zu verheirathen! — Indeß — "

„Indeß, Sie glauben es?"

„Allerdings, Monseigneur, wenn ich das Antlitz dieses Menschen bedenke, auf dem sich alle Laster und Abscheulichkeiten, deren er fähig ist, abspiegeln, und ich dagegen wieder mich betrachte, dann, gestehe ich, erscheint es mir wahrscheinlich, daß Ingénue mich ihrem Manne vorziehe."

„Nun denn, mein Bester, das Erste und Nothwendigste ist, daß Sie sich darüber Gewißheit verschaffen; das ist aber freilich eine Angelegenheit zwischen Ihnen und ihr, bei der ich Ihnen weder zu rathen noch zu helfen weiß. Einstweilen nehme ich es immer als ausgemacht an, daß Sie von ihr geliebt werden; alle Umstände sprechen dafür. Gesetzt nun, dies bestätigt sich, welchen Nutzen können wir daraus ziehen?“

„Könnte Ew. Königl. Hoheit nicht vielleicht,“ frug der junge Mann zögernd, „durch Ihren Einfluß diese Heirath cassiren lassen?“

„Daran habe ich allerdings schon selbst gedacht, aber unter welchem Vorwand? Bedenken Sie es selbst! Die Welt ist jetzt auf die Tugendheirathen versessen. Ingénue ist ein Kind des Volkes, Auger desgleichen; der Bursche, das wissen Sie wohl, stellt sich als ein Ueberläufer aus unsern Reihen dar, er gibt vor, unsere Lasterhaftigkeit zu fliehen. Seine Heirath mit einer Plebejerin hat ihn in der öffentlichen Meinung wieder gehoben; wenn wir also diese Heirath antasten, wenn wir ja deren Lösung durchsetzen, so sehe ich schon von hier alle Tageblattschmierer ihre Federn in Gift und Galle tauchen. Vorsicht thut demnach vor allen Dingen Noth!“

„Indessen, Monseigneur, wird der Mensch doch bei ihr wohnen!“

„Darum habe ich Ihnen schon gesagt, gehen Sie direct hin und unterrichten Sie sich, mein Bester! Sie sind übrigens dem lieben Kinde eine Erklärung schuldig. Nur wählen Sie Ihre Zeit gut; hüten Sie sich, sich nicht im ehelichen Heiligthume ertappen zu lassen, da-



mit Sie dem Herrn Gemahl nicht Gelegenheit geben, auf Grund der Eifersucht einen kleinen Mord an Ihnen zu verüben. Man rädert nicht mehr, man hängt kaum noch und mein Bruder spricht davon, die Todesstrafe ganz abzuschaffen. Dieser Schuft von Auger würde Sie zur großen Befriedigung der Philosophen umbringen, die in Ihrem Tode nur eine moralische Gerechtigkeit sehen würden. Sehen Sie sich vor, mein Bester! — sehen Sie sich vor!"

„Ich habe es Ihnen gesagt, Monseigneur, es bleibt nichts Anderes übrig, als Ingénue zu entführen!"

„Sehr schön; aber Sie gehen fort, und ich bleibe; auf mich wird also das Wetter zurückfallen. Wenn es Ihnen indeß von Nutzen sein kann, so lassen Sie mich immerhin unter der Dachtraufe stehen und kümmern Sie Sie sich nicht um mich."

„O, Monseigneur! hoffentlich werden Sie mir dies nicht zutrauen! Lieber sterben, als Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten!"

„Ich danke Ihnen. In Wahrheit, Sie leisten mir einen Dienst; man hat mich seit einiger Zeit so sehr in der öffentlichen Meinung angeschwärzt, daß ich glaube, es würde mir nützlicher sein, einen Sündenbock für mich zu finden, als Anderen dazu zu dienen. Lassen Sie mich also ganz bei Seite; ja es wird sogar Ihr Vortheil sein, darauf können Sie sich verlassen; als Ihr geheimer Verbündeter werde ich mehr für Sie thun können, wie als Ihr Mitschuldiger. Zählen Sie ganz auf mich. Suchen Sie nur vor allen Dingen eine gute Gelegenheit zu erhaschen, und wenn sich eine findet, dann kommen Sie zu mir, damit ich Ihnen Hilfe leiste. Mein

Gott! es giebt ja so viele Ereignisse im Leben einer jungen Frau!"

„Noch eine Idee: wie wäre es, wenn ich den Schurken beschimpfte, oder mich von ihm beschimpfen ließe, ihn forderte, und tödtete?"

„Oho!" rief der Prinz; „das wäre, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, wäre ein sehr schlechtes Hilfsmittelchen! Fürs Erste: ziemt es sich für Sie, einen guten Edelmann, einen Lakayen herauszufordern? — Und wird der Lakay die Ausforderung annehmen? Lassen wir das Letztere auch geschehen, so giebt es wenigstens vielen Lärm, und so weit ich den Schuft kenne, bin ich überzeugt, daß er seine Vorsichtsmaßregeln für solchen Fall schon getroffen hat. Ich gehe mit Ihnen eine Wette ein — wie der Herr Herzog von Orleans zu sagen pflegt, — daß Meister Auger sein Leben in diesem Augenblicke notariell versichern läßt und unter der Form eines Testaments irgend ein abscheuliches Libell gegen uns deponirt, mit dem wir im Falle seines Todes bedroht wären."

„Ach, Monseigneur! Sie haben Recht, und abermals Recht!"

„Können Sie mir irgend einen anderen Gedanken angeben?"

„Keinen, Monseigneur."

„Denken Sie nach."

„Ich finde Nichts."

„Durchaus Nichts?"

„Nichts!"

„Nun denn, so will ich versuchen, ob ich glücklicher wie Sie sein werde."

„Ach, Monseigneur!“

„Ich habe freilich nur einen einzigen Gedanken!“

„Gleichviel, wenn er nur gut ist.“

„Ich hoffe es wenigstens.“

„Ich danke Ihnen!“

„Parbleu! das bin ich Ihnen schuldig! — Ich war nahe daran, Ihnen, ohne es zu wissen, die Geliebte Ihres Herzens wegzukapern; es ist also in der Ordnung, daß ich mir Mühe gebe, sie Ihnen wieder zu schaffen.“

„Ach, Monseigneur! ob es Ihnen gelingt oder nicht, so wird meine Dankbarkeit dieselbe bleiben.“

„Was da! Sie sind mein, nicht wahr?“

„Mit Leib und Leben!“

„Nun gut, vielleicht kommt noch der Tag, wo Sie Gelegenheit haben werden, einen Theil Ihres Blutes — auch wohl das ganze für mich zu vergießen. An diesem Tage werden Sie viel mehr für mich gethan haben, als ich jetzt für Sie thun kann; nehmen Sie es also für eine geringe Abschlagszahlung.“

Christian versuchte es, zu sprechen, und fand keine Worte, aber sein edles Antlitz sprach Alles aus, was in seiner Seele vorging.

„Schon gut,“ sprach der Prinz lächelnd, „ich weiß ja, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Und nun, hören Sie mich an.“

Christian lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Sie zerbrechen sich da den Kopf, um eine Entführung auszusinnen, eine Scheidung, ein Duell, einen Todtschlag — nennen Sie es wie Sie wollen, — um was zu erreichen? Um ungetheilt geliebt zu werden.“

„Das ist allerdings so, Monseigneur!"

„Und Sie würden nicht so viel Kopfzerbrechen haben, wenn Sie sich nicht darauf capricirten, diese kleine Frau durch irgend ein tugendhaftes Mittelchen zu erlangen."

„Ganz gewiß, Monseigneur, mag es Ihnen auch lächerlich erscheinen; ein jedes andere, selbst wenn ich mich dazu entschließen könnte, würde an Ingénue's Reinheit scheitern."

„Gut, gut, es mag so sein — analysiren wir aber die Verhältnisse. Sie sprachen zuerst von einer Entführung, das heißt, Sie wollen dem Vater die Tochter, und der Tochter den Vater rauben. Ich spreche nicht mehr vom Scandal — die Frage ist bereits erledigt. — O! sagen Sie mir nicht etwa, daß Vater Rétif mit Ihnen gehen und leben würde; thäte er das, so wäre es, meiner Ansicht nach, nicht eben sehr tugendhaft von seiner Seite. Sie werden mir sagen, daß das die Art von Moral ist, die er selbst in seinen Büchern predigt, und daß er sich wohl berechtigt fühlen dürfte, das zu thun, was er schreibt. Dennoch muß ich aber sagen — ich habe da einige seiner Bücher in diesem Schranke — daß ich die Moral des Papa Rétif eben nicht sehr moralisch finde. Ich habe so ziemlich Alles gelesen, was er geschrieben hat; er ist Etwas weniger geistreich als Crebillon Sohn, aber es ist auch um so viel unreinlicher — ohne der Literatur unseres Schwiegervaters Unrecht thun zu wollen. Sie begreifen, mein lieber Christian, ich sage unser Schwiegervater, weil auch ich die Tochter beinahe geheirathet hätte."

Es war, als ob der Prinz zu lange ernsthaft gewesen wäre, und er nun der jugendlichen Heiterkeit freien Lauf ließe.

„Ich fahre fort," sagte er. „Sie haben nun hoffentlich eingesehen, daß Ihr erstes Mittel, die Entführung, nicht eben das moralischste ist."

„Leider ja!"

„Betrachten wir nun die Scheidung. Eine Scheidung, oder auch Trennung, ist mit allerhand Chicanen, Advokatenkniffen und Schreibereien verbunden. Sie werden ein Memoire drucken lassen, in dem Sie, um sich rein zu waschen, den Herrn Gemahl anschwärzen werden; der Herr Gemahl wird ein Memoire drucken lassen, in dem er wiederum Sie anschwärzen wird, um sich rein zu waschen; endlich wird auch die Frau dasselbe thun, und sich selbst so anschwärzen, daß kein ehrlicher Mann sie mehr wird haben wollen. — Das ist so gewiß wie Ja und Amen! Was drei oder vier unserer heutigen Advokaten in die Kur nehmen, wird brandig! Ist nun dieses sogenannte gesetzliche Mittel sehr moralisch? Ich meine nein. Und wozu wird es führen? Alle Parteien zu beschmutzen, und die Rechtsansprüche Meister Augers nur noch fester zu stellen."

Christian ließ den Kopf hängen.

Der Prinz fuhr fort:

„Gehen wir nun zum dritten Mittel, zum Duell über. Das ist meines Erachtens nach das unsinnigste von Allen. Sie fordern den braven Mann, und zwar, weil Sie so ziemlich sicher sind, ihn zu tödten, — nicht wahr?"

Christian machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte.

Der Prinz kam ihm zuvor.

„Ich glaube sogar, mein Bester, Sie würden nicht dazu greifen, wenn Sie wüßten, er würde Sie umbringen; das arme Weibchen durch Ihren Tod ohne alle Rettung in seiner Gewalt lassen, das wäre denn doch wirklich gar zu toll! Gut also, wir nehmen an, Sie bringen ihn um. Nun denn, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Lieber — und Gott sei Dank! ich bin kein Frömmler, — daß das Mittel keineswegs religiös ist; mein Bruder würde Sie verfolgen und Ihnen, der Moral zu Ehren, den Kopf abschlagen lassen. Wenn ich nun auch mit Hilfe der Königin, meiner Schwägerin Ihre Begnadigung erlange, — und daß ich kein Mittel unversucht lassen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern, — so ist es doch unmöglich, daß Sie öffentlich mit einer Frau leben, deren Mann Sie umgebracht haben, und die sich Wittwe Auger nennt. Dergleichen Dinge sind denn doch nicht gebräuchlich. Sie müßten denn zur spanischen oder italienischen Mode greifen, und Meister Auger in irgend einem Winkel durch einen geschickten Kehlabschneider abfertigen lassen. Das wäre freilich sehr sicher, aber da wir jetzt mit dem Kapitel der Moral fertig sind, so lassen Sie uns die Sache ein Mal von der Seite des Gewissens betrachten. Nehmen wir an, daß Sie nicht enthauptet werden, nicht verfolgt werden, nicht entehrt werden; aber Sie werden Gewissensbisse haben, Sie werden ein Leben wie Orest führen, Sie werden des Nachts Gespenster an Ihrem Bett sehen, Sie werden

Dolch und Schwert unter Ihrem Kopfkissen haben — ja, wer weiß, ob Sie nicht somnambul werden, wie die Adepten des Herrn Mesmer, und am Ende gar Ihre Geliebte umbringen, in dem Wahne, Sie entledigten sich dieses Gespenstes des Todten, das sie verfolgt. Man hat dergleichen erlebt! ja mir selbst haben die Aerzte verboten, weil ich des Nachts so laut und lebhaft träume, Waffen an meinem Bette zu haben. Was sagen Sie zu meiner Logik, mein lieber Christian? Wenn ich Unrecht begangen habe, so sehen Sie wenigstens, daß ich mir alle Mühe gebe, es wieder mit weisen Lehren gut zu machen, und ich bilde mir ein, daß die Herren Fenelon, Bossuet, Flechier und Bourdaloue als Moralprediger nur Stümper im Vergleich zu mir sind."

„Ach, Monseigneur!" seufzte Christian, Alles, was Sie mir da gesagt haben, ist nur zu vernünftig und setzt mich in Angst und Schrecken. Aber, wenn ich nicht irre, hatten Sie mir vorher gesagt, daß Ihnen ein glücklicher Gedanke beigefallen sei?"

„Allerdings, und ein vortrefflicher Gedanke sogar."

„Nun, aber —"

„Nun, aber ich habe ihn Ihnen noch nicht gesagt; das ist Alles."

„So bitte ich Sie darum, Monseigneur."

„Sogleich sollen Sie ihn hören, und ich bitte Sie, meinen Ideengang genau zu verfolgen. Ich beobachte genau das Verfahren der so eben genannten berühmten Männer; je mehr man sich darüber klar wird, was man nicht thun soll, je leichter findet man dann

das, was man thun soll. Hier ist meine Idee, sie besteht in drei Theilen: Erstens: Sie lassen Ingénue in Paris, bei ihrem Vater."

„Aber dann bleibt sie ja auch bei ihrem Manne!" unterbrach der arme Verliebte den Prinzen lebhaft.

„Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen; ich habe schon so viele Abschweifungen machen müssen, daß ich mich am Ende selbst nicht mehr zurecht finde. Ich sagte also: Erstens lassen Sie Ingénue bei ihrem Vater, hier in unserer guten Stadt Paris; zweitens müssen wir jeden Lärm, jedes Gerede über diese Geschichte verhüten, ersticken — was zugleich jede Scheidungsklage, jeden prozessualischen Scandal verhindert; drittens, das elende Leben dieses niederträchtigen Herrn Auger hüten, wie einen köstlichen Schatz — Fahren Sie nicht so in die Höhe, mein Lieber; hören Sie mich erst zu Ende! — bis er an irgend einer Krankheit, einem Zufall, oder am Galgen stirbt, welcher letztere Fall am wahrscheinlichsten ist und hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird. So viel von dem, was das Unterlassen betrifft; in Betreff dessen aber, was zu thun ist, würde ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, in folgender Weise verfahren: Ich besitze hier und da in Paris mehrere kleine, niedliche Häuserchen; einige mit Bäumen davor, andere in entlegenen Stadtvierteln versteckt, wieder andere in den belebtesten Stadttheilen — Ja so, beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen! Vor allen Dingen würde ich mich Mademoiselle Ingénue's Liebe versichern; ich sage Mademoiselle, weil ihre Heirath mit jenem Elenden für uns so gut wie gar nicht existirt. Dann würde ich ihr, so

bald ich erst ihrer Liebe gewiß wäre, Lust einflößen, sich an ihrem edlen Gatten zu rächen. Das wird, wenn ich mich nicht ganz täusche, noch das Allerleichteste bei der ganzen Sache sein. Selbst glücklich verheirathete Frauen haben sehr häufig einen natürlichen Trieb, sich sogar an denen zu rächen, die sie glücklich machen, daß es doch mit dem Teufel zugehen müßte, wenn Mademoiselle Ingénue's Verlangen, sich an ihrem Scheusale von Mann zu rächen, nicht im Verhältniß zu dem Leide stünde, das er ihr zugefügt hat. Nunmehr komme ich auf meine Häuserchen zurück: Sie wählen sich in einem derselben, welches Ihnen am passendsten erscheint, eine einsame, ruhige, reizende Wohnung. Dorthin, in dieses verschwiegene Asyl, führen Sie Mademoiselle Ingénue so oft wie möglich, um mit ihr von Ihrer Liebe, Ihren Plänen und Hoffnungen zu plaudern, bis endlich die Schlußcatastrophe — die keinenfalls lange auf sich warten lassen wird, Ihnen und ihr völlige Freiheit verschafft. Verstanden?"

Der junge Mann, der Alles, was der Prinz sagte, ziemlich logisch fand, lauschte mit verdoppelter Aufmerksamkeit.

Der Prinz fuhr fort:

„Betrachten wir nunmehr die finanzielle Seite meines Planes. Entweder Sie sind reich, oder Sie sind es nicht. Im letzteren Falle brauche ich nicht erst zu sagen, daß Ihnen meine Börse zur Verfügung steht. Wir sind jetzt wirklich und wahrhaft Freunde geworden; ich stelle Ihnen daher vorläufig dreihundert Louisd'or zur Verfügung, die ich Ihnen von heute an als jähr=

liche Gratification zusichere — Kein Wort! das ist ein Honorar, das Sie vollkommen verdient haben. Mit Geld macht man alles auf der Welt möglich, ganz besonders in der Liebe. Ich will damit nicht gesagt haben, daß man sich mit Geld die Liebe jeder Frau verschaffen könne; das Gegentheil davon habe ich ja kürzlich erst selbst erfahren — zu Ihrem Heile. Aber wenn man erst einmal wieder geliebt wird, so ist Geld nicht nur das beste Mittel, um alle Hindernisse zu überwinden, sondern auch sich die Liebe des geliebten Gegenstandes so lange wie möglich zu bewahren. Also, Sie richten Ingénue einen kleinen Feentempel ein, Sie schaffen ihr die Toilette einer Herzogin; sie hat so Vieles in sich, an sich, um glücklich zu sein, daß Ihnen das etwa noch Fehlende keine große Mühe verursachen wird; Sie richten sich ein, daß Ihre Geschenke ganz allein Ingénue zu gute kommen und daß der liebe Mann, wenn es möglich ist, neben dem Wohlbefinden seiner Frau vor Hunger und Durst krepirt. Nichts ist leichter: wenn Ingénue in Ihrer kleinen Privatwirthschaft, an Ihrer Seite gute Mahlzeiten genossen hat, wird sie recht gern alle Entbehrungen in der Wirthschaft ihres Mannes ertragen. Wenn der Schuft sehen wird, daß er nicht den geringsten Nutzen mehr von seiner Frau hat, wird er sie von selbst im Stiche lassen, oder sich wohl gar eine üble Behandlung gegen sie erlauben, irgend eine strafbare That begehen; thut er das, so lassen wir ihn ohne Zeitverlust gerichtlich in sicheren Gewahrsam bringen. Er wird dann Niemand Vorwürfe machen können, als sich selbst; der Prozeß, wenn es einen geben sollte, wird dann ihn ganz allein betreffen,

und diese Art von Gerichtsurthel dringen nicht über die Schwelle des Gerichtssaales hinaus."

Christian nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Oder auch," sprach der Prinz weiter, „Herr Auger begeht einen Diebstahl, und dessen ist der Bursche mehr wie fähig; dann giebt es eine andere Art von Prozeß, und man schickt ihn aus Gnade und Barmherzigkeit auf Lebenszeit übers Meer. Inzwischen werden Sie immer einige Stunden des Tages höchst angenehm verlebt haben, was einem Mann, der ein großes und gutes Werk vor sich hat, genügen muß. Sie werden die arme Frau glücklich gemacht haben, und Vater Rétif dazu. Sie werden Ihre Erfindungskraft zu nichts anderem anzustrengen haben, als um das Geheimniß Ihrer Zusammenkünfte möglichst zu bewahren. Ich wiederhole Ihnen, daß ich mehrere Häuser zu diesem Zwecke besitze — wählen Sie sich selbst aus, welches Ihnen am besten gefallen wird; eines besonders, wohin junge Mädchen auf Tagearbeit gehen, ist ganz wie für diesen Fall geschaffen, und wird einer armen Arbeiterin, wie Ingénue, die Nichts von ihrem Manne empfangen, und sich ihren Unterhalt selbst erwerben will, vortrefflich zusagen. — Ich erlaube mir hier eine Parenthese zu Gunsten meiner Philosophie: Sie werden dann Alle glücklich sein, Sie werden weiter nichts mehr zu wünschen haben, als etwa noch, die Wittwe ganz und ohne Rückhalt zu besitzen, und Herrn Auger hängen zu sehen, was die Vorsehung ihm sicher vorbehalten hat. Ich sollte meinen, alles das wäre nicht so übel! Und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Moral auf diese Weise doch noch etwas besser weg=

kommt, als bei allen den Mittelchen, die Sie so eben vorschlugen. Ich hoffe, Sie schwimmen bereits in einem Ocean von Wonne und Seligkeit, nicht wahr?"

Christian machte eine Geberde, als wollte er sagen: Wären wir nur erst so weit!

„Denken Sie nach," fuhr der Graf von Artois fort; „wählen Sie selbst Ort und Stunde und berechnen Sie genau die Zeit — Wie viel Zeit, meinen Sie wohl, daß es währen wird, bevor wir so weit sind? Sehr viel, nicht wahr? Eine halbe Ewigkeit! Nun denn, ich bin großmüthig, wo es sich um das Glück meiner Freunde handelt. Sie verlangen das Unmögliche, ich zeige Ihnen eine Möglichkeit und setze eine Frist von nur einem Jahre."

„Ach!" rief Christian, „ich gebe das ganze Leben von diesem Augenblicke an!"

„Nun ja, ich spreche vernünftig, und Sie im Wahnsinn der Liebe. Gut, setzen wir zwei — meinethalben auch drei Jahre. Nehmen wir also an, daß Meister Auger aus bloßer Lust am Bösen sich capricirt so lange zu leben — der Schurke ist es im Stande! — so kommen Sie in dieser Zeit zur Vernunft, und die Vernunft ist das Grab der Liebe. Gut, die Liebe ist also todt — das ist nämlich nur so eine Voraussetzung. Sie kehren zu Ihrer Frau Mutter zurück und heirathen eine Frau, mit sechs-, siebenmalhunderttausend Livres, für die ich schon sorgen will, Sie erlangen ein Regiment, ich verschaffe Ihnen Gelegenheit sich im Felde auszuzeichnen; Sie erhalten das Ludwigskreuz, ich mache eines Ihrer Güter zu einem Marquisat, und so weiter. Was sagen Sie zu meinem Talente als Re-

manverfasser? He? Verdiene ich nicht der Famile Rétif anzugehören?"

Der Graf von Artois schloß diesen glänzenden Unsinn mit einem schallenden Gelächter.

Christian lächelte nur traurig und senkte den Kopf.

„Ew. Königl. Hoheit vergessen," sprach er nach einer kurzen Pause, „daß Sie die Gnade haben mit einem Verliebten zu sprechen, und daß die Verliebten Kranke sind."

„Die nicht geheilt sein wollen. Parbleu! wem sagen Sie das? — Sie denken aber wahrscheinlich, ich scherze nur. Bei meinem Leben, so wahr ich ein Edelmann bin! ich denke so wie ich spreche und würde an Ihrer Stelle ganz so handeln, wie ich eben gesagt habe — nämlich die drei Jahre Ihrer Liebesepopöe nebst deren Schluß mit einer Heirath von sechs= bis siebenmalhunderttausend, oder gar einer Million Livres, anlangend. Das ist meine wahre und aufrichtige Meinung! — So gehen Sie denn, und Gott stehe Ihnen bei — das heißt, Gott Cupido, wohlverstanden; denn was den anderen betrifft, so dürfen wir ihn freilich nicht in unser Spiel mischen. Daß Dich die Pest! mein königlicher Herr Bruder versteht in diesem Punkte keinen Scherz!"

Der Graf von Artois geleitete Christian höchst selbst bis an die Thüre seines Kabinets, klopfte ihm dort noch einmal ganz freundschaftlich auf die Achsel, und kehrte dann um, sehr entzückt, diesen armen Narren in Werthers Manier durch seine guten Rathschläge zu einem Weisen in seiner eigenen Manier umgewandelt zu haben.

XV.

Sympathie.

Die etwas leichtfertige Moral des Grafen von Artois hatte ihre Wirkung auf Christian nicht verfehlt, denn kaum war der junge Mann heimgekehrt, als er den Rath des Prinzen befolgte, und einen verliebten Brief folgenden Inhalts an Ingénue schrieb:

„Madame,

„Ich halte es für ganz unmöglich, daß Sie mir nicht irgend eine wichtige Mittheilung zu machen haben sollten. Ich meinerseits muß Sie von einem wichtigen Geheimniß benachrichtigen. Wenn meine inständigen Bitten noch einigen Werth bei Ihnen haben, so ersuche ich Sie, morgen um drei Uhr Nachmittags auszugehen. Begeben Sie sich bis zur Fiakerstation am Eingang in die Straße Saint-Antoine; steigen Sie dort ein, und auf ein Zei-

chen von Ihnen werde ich entweder zu Ihnen einsteigen, oder Ihnen in einem zweiten Fiaker folgen.

„Vielleicht gestatten es die Verhältnisse mich bei sich zu empfangen und Sie ziehen es vor, daß ich mich direkt zu Ihnen begebe. Auf die eine oder die andere Weise stelle ich mich ganz zu Ihrer Verfügung.

„Befehlen Sie ganz über mich, Madame, und erlauben Sie mir mich zu nennen, Ihren treuesten und ergebensten Freund,

„Christian, Graf Obinski."

Christian hatte diesen Brief eben nur einem geschickten Commissionair mit den genauesten Instructionen, wie derselbe ihn am sichersten in Ingénue's Hände gelangen lassen solle, übergeben, als ihm ein Bote gemeldet ward, der ihm ein Briefchen von der Geliebten überbrachte.

Zitternd erbrach der junge Mann das Blatt und las folgende Zeilen:

„Mein Herr,

„Ich setze voraus daß Sie nicht blos zu mir gekommen sind, um mich zu sprechen und mir Ihr Benehmen, oder das eines Anderen zu erklären. Ich bedarf einer treuen, zuverlässigen Stütze, ich halte Sie für einen Mann von Ehre und Herz, kommen Sie zu mir, rathen Sie, helfen Sie mir.

„Ich werde morgen um zwei Uhr aus meinem Hause gehen, werde am Eingange der Straße Saint-Antoine einen Fiaker nehmen, und mich scheinbar nach der Bernhardinerstraße fahren lassen, in Wirk-

lichkeit aber am Garten des Königs anhalten. Finden Sie sich dort vor den Gittern ein, ich habe mit Ihnen zu sprechen.

„Ingénue."

Christian jubelte vor Entzücken laut auf; er fühlte in diesem doppelten Entschluß, den zwei getrennte Seelen zu gleicher Zeit gefaßt hatten, den geheimnißvollen Einfluß der Liebe.

Obschon sicher, Ingénue nunmehr am anderen Tage zu sehen und zu sprechen, da sie es selbst war welche die Zusammenkunft begehrte, obschon Ingénue's Brief ihm Trost und Beruhigung gewährte, ja sogar gewissermaßen eine Bürgschaft ihrer Liebe war, wollte Christian doch selbst seinen Schatz bewachen.

Denn nach Ingénue's Brief betrachtete er die junge Frau fortan als unter seinen besonderen Schutz gestellt.

Er fing damit an, seine Mutter vor allen Dingen über die vorgebliche Reise, welche ihm der Graf von Artois übertragen, zu beruhigen, und erzählte ihr, mit welcher ausgezeichneten Huld und Gnade ihn der Prinz überhäuft und was für Anerbietungen er ihm für die Zukunft gemacht habe.

Von Ingénue und seinem Liebesromane, hütete er sich wohlweislich eine Sylbe zu erwähnen.

Seine Freude war zu groß, um sie den kaltberechnenden Ermahnungen und Erläuterungen seiner Mutter preiszugeben; er war zu geizig auf seine Glücksträume, er wollte sie ganz für sich allein behalten.

Eine Mutter hat das Recht der Ueberwachung und der Leitung ihres Sohnes; die Ueberwachung dient

dazu, ein Uebel von ihm abzuwehren, die Leitung, es möglichst gutzumachen.

Die Gräfin organisirte demnach ein förmliches System von Beobachtern und Schutzmitteln für ihren Sohn.

Mit Einbruch der Nacht hatte sich Christian nach dem Faubourg=Saint=Antoine aufgemacht; er wollte sich selbst überzeugen, ob Auger sein eheliches Domicil verlassen habe, um nicht wieder dahin zurückzukehren.

Der junge Mann besaß nicht nur eine feurige Einbildungskraft, er war auch plötzlich zum festen, entschlossenen Manne gereift, und bei der mindesten unwürdigen Behandlung, die das geliebte Wesen zu erdulden gehabt hätte, würde er eher seine Liebe zum Opfer gebracht haben, als sie ungestraft zu lassen.

Und darum hielt er so beharrlich darauf, bevor er sich blind einer Leidenschaft hingab, deren Ausgang und Folgen sich nicht berechnen ließen, sich erst zu überzeugen, ob der Gegenstand dieser Leidenschaft auch noch würdig sei, sich für ihn dem Tode zu weihen.

Christian wählte einen einfachen grauen Anzug, versah sich mit Waffen, hüllte sich in einen weiten Mantel und trat dann seinen Beobachtungsposten Ingénue's Hausthüre gegenüber an.

Auger war ausgegangen; um sieben Uhr sah ihn Christian heimkehren.

Bei seinem Anblick drohte ihm das Klopfen seines Herzens die Brust zu sprengen.

Das Licht, mit welchem sich Auger die Treppe hinaufleuchtete, erschien erst in Vater Rétifs Zimmer,

wo es einige Zeit sichtbar blieb. Christian vermuthete, daß eine Unterredung zwischen dem Schwiegervater und dem Schwiegersohne stattfinde.

Nach einer halben Stunde erschien der Lichtschimmer in Ingénue's Schlafzimmer.

Diesmal hörte Christian's Herz ganz auf zu klopfen; der Athem versagte ihm fast.

Er sah den Schatten einer Gestalt, die am Fenster gesessen zu haben schien, sich erheben.

Dieser Schatten — es war der Ingénue's!

Ein zweiter Schatten, der Augers, zeigte sich unweit dieses ersten, und an seinen lebhaften Gesticulationen war es ersichtlich, daß auch hier eine Erklärung stattfinde.

Der zuletzt gekommene Schatten neigte sich.

Augenscheinlich hatte sich Auger Ingénue zu Füßen geworfen und flehte sie um ihre Verzeihung an.

Christian empfand einen so schneidenden Schmerz in der Brust, daß er sich nicht enthalten konnte einen dumpfen Schrei auszustoßen.

Auf die Kniebeugung ihres Mannes hatte Ingénue eine heftige Bewegung gemacht, war ans Fenster gestürzt und hatte es aufgerissen. Der Klang ihrer Stimme drang bis zu Christian; sie mußte energische Worte sprechen, denn obschon der junge Mann sie nicht verstehen konnte, errieth er es doch deutlich aus dem Tone.

Augers Schatten erhob sich wieder; er machte einige rasche, drohende Bewegungen mit den Armen gegen Ingénue, die aber nicht vom Fenster wich, auf das sie sich gestützt hatte.

Endlich, nachdem fast eine Stunde hin= und her= gesprochen und heftig gesticulirt worden war, verschwand der helle Schein wieder aus Ingénue's Schlafzimmer, und eine Minute darauf ward die Hausthüre rasch aufgeschlossen. Christian hatte eben nur noch Zeit, sich in den Winkel der nächsten Hausthüre zu verbergen. Er sah Auger auf die Straße treten und mißtrauisch um sich blicken.

Anfänglich ging er nach der Richtung der Boulevards hin, dann aber kehrte er plötzlich noch einmal um, blickte noch einmal zu den Fenstern Ingénue's empor und spähete die Straße entlang.

Dann verschwand er in der Dunkelheit.

Mißtrauisch in seiner Freude, wie er vorher in seinem Schmerze muthig gewesen war, beschloß Christian noch eine Stunde auszuharren, um genau zu wissen, woran er sich zu halten habe.

Aber noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als das Licht in Ingénue's Schlafzimmer sich in den bleichen Schein des Nachtlichtes verwandelte.

Das arme Wesen hatte sich zu Bett gelegt.

Sie hatte zu Gott gebetet und war sanft eingeschlafen.

Ingénue hatte Auger also nicht verziehen.

Christian sandte ein heißes Dankgebet zum Himmel empor und kehrte dann zu seiner Mutter heim, die ihn voller Ungeduld erwartete.

„Gott sei Dank!“ sagte er zu sich, „ich habe eine zärtliche Freundin und ein muthiges Weib an ihr, ich werde also nicht allein kämpfen, wenn ich werde kämpfen müssen!“

Er bedurfte der Ruhe, denn er hatte ohne Unterbrechung viele Anstrengungen auszustehen gehabt; er schlief sehr bald ein, und süße Träume umgaukelten ihn im Schlafe. Es war dies das erste Mal seit drei Monaten.

Es versteht sich, daß das ihm vom Grafen von Artois zur Verfügung gestellte kleine Haus, mit seinen traulichen Räumen und den schönen Stunden, die seiner dort warteten, einen Hauptplatz in diesen Träumen einnahm.

Und nun, da Ingénue sowohl als Christian, gestärkt durch ihre gefaßten Beschlüsse, jenen sanften Schlummer genießen, der der Seele Frieden und Heiterkeit wieder verleiht, dürfte es nöthig sein, uns ein wenig darum zu bekümmern, wie der gute Vater Rétif de la Bretonne die Verheirathung seiner Tochter, und die seltsamen Ereignisse, die darauf gefolgt waren, betrachtete.

Wir sind es dem braven Manne wohl schuldig, ihm diese kleine Aufmerksamkeit zu widmen.

Kein Vater hat wohl jemals das Haupt so stolz emporgerichtet getragen wie Vater Rétif, als er eine Braut nach seiner Façon, ein Specimen seiner physischen und moralischen Erziehungsmethode, einen Zögling der philosophischen Gesundheitslehre des Genfer Philosophen zum Altare führte.

Am Hochzeitabend war Rétif, unter dem doppelten Einflusse der gehabten Anstrengungen und der zahlreichen Libationen, die er Gott Bachus dargebracht, sanft und selig in der zwiefachen Bedeutung des Wortes — eingeschlafen, und hatte nicht das Mindeste von alle dem

gehört, was zwischen seiner Tochter, dem Grafen von Artois und seinem Schwiegersohne vorgefallen war.

Und in der That, wie hätte er es auch hören sollen? Als ein erfahrener Vater, wie er war, der etwaige Conflicte des intimen ehelichen Lebens nicht dem Zufalle einer Störung blosstellen will, hatte er zwischen sich und den Neuvermählten eine Mauer als Wall gezogen, die stark genug war, daß Nichts von dem, was auf der einen Seite derselben gesprochen ward, auf der anderen gehört werden konnte.

Man hätte müssen, um Rétifs Aufmerksamkeit selbst am hellen Tage zu erwecken, mit einem Scheite Holz an diese Mauer schlagen, was begreiflicherweise weder Ingénue, noch der Graf von Artois, und am allerwenigsten Herr Auger that.

Was Christians Eindringen ins eheliche Heiligthum betraf, so war dies eben so geheimnißvoll wie flüchtig gewesen. Man wird sich erinnern, daß Ingénue bei seinem Erscheinen ohnmächtig ward, und der schwache Schrei, den sie dabei ausgestoßen, konnte unmöglich durch eine zehn Zoll starke Mauer dringen.

Die Erklärung dagegen, welche gegen Morgen zwischen Ingénue und ihrem Herrn Gemahl stattgefunden hatte, so war diese von solcher Natur gewesen, daß selbstverständlich beide Neuvermählte dabei gleiches Interesse gehabt hatten, ihre Stimmen nicht zu laut zu erheben, und nach derselben war die tiefste Stille eingetreten.

Nichtsdestoweniger war Vater Rétifs Erstaunen groß, als er am anderen Morgen gegen neun Uhr, nachdem er vorher aus schuldiger Rücksicht an der Thüre

gelauscht und nicht das mindeste Geräusch vernommen hatte, in das Zimmer seiner Tochter trat, und diese bereits auf, völlig angekleidet und allein traf.

Als Ingénue ihren Vater erblickte, eilte sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme.

An der väterlichen Brust konnte sie ihre heißen Thränen nicht mehr zurückhalten.

„Was? Was ist das, mein Kind?" sagte Rétif; „ich glaube gar wir weinen!"

„Ach Vater! Vater!" schluchzte Ingénue.

Und als Rétif das reizende Köpfchen seines Abgottes liebevoll emporhob und forschend betrachtete, gewahrte er einen Ausdruck von Trauer in diesen Zügen, über deren Ursache er kaum in Zweifel sein konnte.

Diese Traurigkeit, diese Thränen verriethen ihm eine schlaflose, unter Kummer und Herzeleid hingebrachte Nacht.

„Mein Gott! mein Gott!" rief er erschrocken, „Du bist ja ganz verstört, mein liebes Kind?"

„Ja, es ist möglich, mein Vater," stammelte Ingénue.

„Wo ist denn Auger?"

Und dabei sah sich Rétif im Zimmer um, erstaunt darüber, daß dieser seine junge Frau so zeitig schon verlassen hatte.

„Herr Auger ist fort," sagte Ingénue.

„Fort? Und wohin?"

„Wahrscheinlich an seine Arbeit."

„Ei über den wüthenden Arbeiter!" rief Rétif, der sich wieder zu beruhigen begann. „Aber wird er denn nicht mit uns frühstücken?"

„Vielleicht; ich weiß es nicht.“

Alle Antworten Ingénue's waren in jenem kalten, gleichgültigen Ton gesprochen, der eine tiefe Niedergeschlagenheit verkündet.

Rétif ward aufs neue besorgt.

„Laß' hören, mein Liebchen,“ sprach er, sich setzend und die schöne Statue auf seine Knie niederziehend; „sage Deinem Vater was Dir fehlt: Du hast Kummer? Verhehle mir Nichts.“

„Allerdings habe ich Kummer, mein Vater,“ erwiderte sie, mit einem letzten Ergusse ihrer Thränen; dann aber raffte sie sich gewaltsam empor, trocknete ihre Augen, und fügte hinzu:

„Lassen Sie mich nachsehen, lieber Vater, wie es mit Ihrem Frühstück steht.“

„Mit meinem Frühstück? Nun, und das Deine? und das Deines Mannes? Frühstücken wir denn nicht alle zusammen?“

„Ich habe keinen Hunger, und wenn Herr Auger mit uns frühstücken will, so wird er wohl die Stunde wissen.“

„Alle Tausend! Du gewöhnst ihn zeitig an ein strenges Hausregiment!“

„Sprechen wir nicht mehr davon, lieber Vater; ich bitte Sie inständigst.“

„Wie so, sprechen wir nicht mehr davon? Im Gegentheil, wir wollen erst recht davon sprechen!“

„Um Himmelswillen nicht, mein Vater! Glauben Sie mir, es ist so besser!“

„Nicht mehr von Deinem Manne sprechen? Ingénue, sieh Dich vor! Du bist jetzt eine verheirathete

Frau, und bist demzufolge Deinem Manne Rücksichten und Aufmerksamkeit schuldig."

„Ich habe mich zu keinerlei Rücksichten gegen Herrn Auger verpflichtet; möge er sich also mit denen begnügen, die ich ihm schenken will; es wird immer noch genug für ihn sein!"

„Wie?"

„Sie kennen mich, mein Vater, Sie wissen, daß ich dies nicht sagen würde, wenn ich nicht das Recht dazu hätte."

Diese bis zur Wildheit getriebene Strenge setzte Rétif in neues Staunen; sie stimmte nicht mit den sanften Erinnerungen von ehedem zusammen, und in Folge des Contrastes, tauchte die Zeit seiner eigenen Jugend mit allen ihren Reizen vor ihm auf: jene glücklichen Zeiten des Seufzens und Schmachtens unter den Fenstern, der geraubten und gegebenen Küsse, jener göttlichen Rendezvous in der Dämmerung, der nächtlichen Spaziergänge am Arme dieses oder jenes Liebchens. Alle diese Dinge flogen in wenigen Minuten im rosigen Schimmer an ihm vorüber — für ihn glückliche Minuten, . und eben so rasch verschwunden, wie alles Glück.

Und mit einem schweren Seufzer erwachend — vielleicht auch durch eine leise Mahnung seines Magens, ging er mit Ingénue in den Speisesalon hinüber zum Frühstück.

XVI.

Was während Christians Schildwachtstehen in Ingénue's Schlafzimmer vorgegangen war.

Das Frühstück ging sehr still vorüber; Ingénue fürchtete, durch ein zufälliges Wort mehr zu verrathen, als sie wolle, Vater Rétif aß, trank, und dachte nach.

Der Tag verstrich wie das Frühstück. Ingénue arbeitete, wie sie es vor ihrer Verheirathung gethan, und Rétif fuhr ebenfalls in seiner gewohnten Beschäftigungsweise fort; in Beider Leben schien kaum eine Veränderung eingetreten zu sein, nur daß Ingénue noch sanfter und träumerischer war.

Auger kehrte, wie wir gesehen haben, erst gegen sieben Uhr Abends heim; seine Abwesenheit den ganzen Tag über hielt Rétif für die Folge jenes ersten kleinen ehelichen Zwistes am Morgen; aber er tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß Gott Hymen eben so geschickt, wo nicht geschickter im Versöhnen sei, wie Gott Amor.

Als Auger zu Rétif kam, war dieser etwas verwundert über die unruhige, fast bereuende Miene seines Schwiegersohnes, der, seiner Meinung nach, gewiß nicht verfehlt haben würde, mit Klagen und bitteren Bemerkungen hervorzutreten, mit jenem Verlangen, den Herrn zu spielen, so weit die französischen Gesetze ihm das Recht dazu verliehen, wenn das mindeste Unrecht auf Ingénue's Seite gewesen wäre. Folglich mußte Auger eine wirklich unverzeihliche Schuld auf dem Gewissen haben, da er nicht einmal den Tag über einen Versuch gemacht hatte, Ingénue's Verzeihung zu erlangen.

Mit einem Worte, Rétif erwartete von Auger attaquirt zu werden, denn der gute Mann wußte nicht, welches Geheimniß Auger zur Nachgiebigkeit zwang.

„Hehe! So spät, Sie Vagabund?“ rief er ihm lachend entgegen. „Was hat Sie denn so lange vom ehelichen Dache entfernt gehalten?“

„Entfernt vom ehelichen Dache!“ wiederholte Auger, fast wie mit sich selbst redend. „Ich habe den ganzen Tag Aufträge zu vollziehen gehabt, die Herr Réveillon mir gegeben,“ fügte er, sich schnell sammelnd hinzu.

Sollte Ingénue gegen ihren Vater wirklich reinen Mund gehalten haben? dachte er bei sich. Es schien ihm beinahe unmöglich.

Unruhig erwartete er, nunmehr angegriffen zu werden.

„Vorwärts, vorwärts! erzählen Sie mir Ihren Kummer und beichten Sie Ihre Sünde!“ fuhr der Alte fort.

„Wenn er wirklich Alles weiß," dachte Auger, „so nimmt er die Sache ziemlich leicht. Im Grunde dürfte es mich eben nicht sehr wundern; diese Pamphletschreiber, die fortwährend Anderen Moral predigen, sind in der Regel selbst im hohen Grade unmoralisch!"

„So hat es also schon ein kleines Donnerwetterchen am Ehehimmel gegeben, Herr Schwiegersohn?" frug Rétif, gerade auf die Frage losgehend.

„Je nun, ich weiß nicht —"

„Ei, ei! Sie werden ja blutroth — — Sollten Sie etwa gar die Grazien etwas scheu gemacht haben, Sie Unglücksvogel?"

„Gott sei Dank!" dachte Auger, „er weiß noch Nichts!"

Er wußte nicht recht, sollte er sich darüber freuen, oder betrüben. Einestheils war es ihm lieb, daß sein Geheimniß noch nicht verrathen war; anderntheils konnte es ihm noch bevorstehen, und dann wäre es ihm lieber gewesen, den Kelch schon geleert zu haben.

„Wie aber" — fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, — „wenn ich selbst spräche, wenn ich die Geschichte in meiner Manier erzählte?"

Indeß besann er sich doch eines anderen.

„Nein," dachte er, „wenn Ingénue wirklich noch Nichts gesagt hat, so wird sie nunmehr auch Nichts sagen. Ingénue wird von meinem Grafen von Artois schweigen, damit ich von ihrem Pagen schweige; das ist wie Rhabarber und Sennesblätter, die wir uns gegenseitig eingeben. Nun denn, sei es! versuchen wir es, mit der Tochter auf dieser Grundlage Frieden zu schließen.

Und nachdem er sich vom Vater hatte abkanzeln lassen, nachdem er alle Blumen der Rhetorik, alle Anspielungen und Allegorien, womit es Rétif beliebte, ihn zu überschütten, tapfer hinabgewürgt hatte, neigte er das Haupt und ging zu seiner Frau hinüber.

Sie hatte ihn bereits kommen hören und erwartete ihn.

Er begann mit ziemlich guter Haltung einige nichtssagende Floskeln; sie antwortete in gleicher Weise.

Plötzlich fiel er vor Ingénue auf die Knie.

„Vergeben Sie mir!“ rief er aus; „ich bin nicht so schuldig, wie Sie glauben. Können Sie mir so unerbittlich zürnen, daß ich mich durch Drohungen eines Mächtigen einschüchtern ließ? Auferzogen in der Furcht vor den Großen dieser Erde, hielt ich mich und uns Alle für verloren, wenn einer der ersten Prinzen Frankreichs uns mit seinem Zorn verfolgte. Was ich gethan, geschah auf Befehl des Herrn Grafen von Artois; er hat mich mit allen Waffen seiner Rache bedroht, wenn ich mich seinen Befehlen nicht fügte; er hat mir die Bastille, den Tod in Aussicht gestellt! das Gefängniß für Sie und Ihren Vater! er hatte mir nur die Wahl gelassen zwischen einem elenden Dasein und Glück und Reichthum für uns Alle!“

Ingénue preßte die Lippen verächtlich zusammen. Das war ihre ganze Antwort.

„Ich flehe Sie an,“ fuhr der Elende fort, „lassen Sie Ihren Zorn gegen mich schwinden, da Sie gerettet sind! Ich hatte die Absicht, ihn hier vor Ihren Augen zu ermorden, allein damit opferte ich mein Leben, das Ihrige, aller Ihrer Lieben, ohne Ihre Ehre zu retten.

Ein Prozeß auf Hochverrath und Königsmord wäre auf eine solche That gefolgt, das Schaffot und der Fluch der Schande verschlang uns Alle. Verstehen Sie mich ganz, Ingénue: verblendet von Furcht und Schrecken hatte ich darauf gerechnet, daß das Verbrechen, welches gegen Sie begangen ward, Ihnen selbst für das ganze Leben unbekannt bleiben sollte; der Prinz sollte wieder verschwinden, ohne von Ihnen erkannt worden zu sein; nie hätte ich dieses Ereignisses auch nur mit einer Sylbe Erwähnung gethan, nie hätte auch nur die leiseste Erinnerung daran Ihr Gewissen beunruhigt."

„Genug!" rief Ingénue, vor Zorn bebend, „genug! Sie flößen mir nur Abscheu ein! Meinen Sie denn wirklich, Ihre Schandthat vor mir beschönigen zu können, indem Sie Ihre feige Furcht als Entschuldigungsgrund anführen?"

„Aber ich glaubte doch —"

„Nochmals, schweigen Sie!"

„Ingénue!"

„Ich habe also einen erbärmlichen Feigling geheirathet! ich habe mich also vor Gott mit einem Manne verbunden, der, statt meine Ehre mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen, wie die Gesetze Gottes und dieser Welt es ihm zur Pflicht machen, mich schimpflich verkauft, um sein elendes Dasein zu sichern! Sie sind ein Feiger, ein Nichtswürdiger, Sie klagen sich dessen selbst an, und Sie können noch hoffen, daß ich Ihnen verzeihe? Nein, niemals! Eben darum, weil Sie ein Feigling sind, jage ich Sie fort von mir! Weil Sie ein Feigling sind, verzeihe ich Ihnen nicht! Weil Sie ein Feigling sind, werde ich Ihnen nie und niemals verzeihen!"

Auger lag noch immer auf den Knieen vor ihr.

Er wagte nur die Augen und Hände mit flehender Geberde zu ihr zu erheben.

Aber Ingénue's Abscheu und Ekel gegen diesen Menschen schien dadurch, wenn dies möglich war, nur noch vermehrt zu werden.

„Stehen Sie auf, wenn Sie wollen," sprach sie, „bleiben Sie im Staube, gebeugt unter der Last Ihrer Schande, wenn es Ihnen so gefällt; mich soll das wenig kümmern!"

„Gewähren Sie mir wenigstens Hoffnung!"

„Welche Hoffnung?"

„Auf Ihre Vergebung."

„Niemals!"

„Aber welches Leben werden wir führen?"

„Dasselbe wie vor unserer Vermählung."

„Getrennt?"

„Gänzlich getrennt."

„Aber die Welt?"

„Was kümmert mich die Welt!"

„Man wird argwöhnen —"

„So werde ich Alles sagen."

„Ingénue, Sie könnten mich ins Unglück stürzen wollen?"

„Wenn Sie mich berühren, wenn Sie mir nur nahe kommen — ja!"

„Nun denn, so sagen Sie mir Ihre Bedingungen."

„Trennung!"

„Aber Ihr Vater?"

„Das sei meine Sorge; ich werde meinem Vater sagen, daß Sie mir einen unüberwindlichen Widerwillen

eingeflößt haben, und damit werde ich nicht lügen, denn es ist die Wahrheit."

„So werde ich ihm sagen, daß Sie einen Liebhaber haben!"

„Das könnte ebenfalls die Wahrheit sein."

Ich bin Ihr rechtmäßiger Gatte, ich werde ihn tödten!"

„Ich werde meine Maßregeln danach nehmen; sehen Sie sich also vor, daß er Sie nicht tödte."

Auger schrak zurück vor Ingénue's Blicken, aus denen das Feuer des Zorns und der Tugend sprühte; er empfand eine Art Grausen vor ihr.

„Sie wäre dessen fähig!" sprach er zu sich selbst.

„Demnach also drohen Sie mir, Herrn Christian zu tödten, oder ihn tödten zu lassen?"

„Er ist also wirklich Ihr Liebhaber?"

„Das geht Sie Nichts an. Ich will Antwort: haben Sie gedroht, oder nicht? So haben Sie doch einmal in Ihrem Leben wenigstens den Muth, den sonst jeder Bösewicht hat!"

„Ich drohe nicht — ich flehe um Ihre Vergebung!"

„Stehen Sie auf; Sie sind nicht der Mühe werth, daß ich mich um Ihretwillen ereifere."

„Und was soll ich hier nun thun?"

„Was Sie wollen."

„Um zu leben?"

„Sie werden am Tische mit essen, wie wir."

„Wo soll ich wohnen?"

„Oben, zwischen den Dachstuben der Dienerschaft, wird sich noch ein Kämmerchen für Sie finden, das mögen Sie nehmen."

„Aber das ist ja unmöglich!"

„Wenn Sie es nicht wollen, so gehen Sie anderswo hin."

„Und ich werde hier bei Ihnen bleiben," rief Auger wüthend; „ich habe das Recht dazu!"

„Versuchen Sie es — und ich rufe meinen Vater."

Auger knirschte mit den Zähnen.

Aber Ingénue fuhr fort, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern:

„Lassen Sie es sich nochmals und für immer gesagt sein: wir sind auf ewig geschieden! Versuchen Sie ja keine Ueberraschung, versuchen Sie ja keine Gewalt, versuchen Sie keines Ihrer abscheulichen Hilfsmittelchen; bedenken Sie, auf jeden Schlaf folgt ein Erwachen, und einmal erwacht, würde mir jedes Werkzeug, selbst diese Scheere hier, genügen, um Sie zu tödten wie einen Hund!"

„Welch' eine Naivetät!" rief Auger mit seinem teuflischen Lächeln.

„Nicht wahr? — Ich heiße nicht umsonst Ingénue, denn ich bin freimüthig und wahr! Sie sollen sich noch besser davon überzeugen."

„Sie verjagen mich also von hier?"

„Keineswegs; vor der Welt sollen Sie in allen Ihren Rechten bleiben; leben Sie hier, wohnen Sie hier, wenn auch unterm Dache, es ist doch immer ein und dasselbe Dach."

„Ich will nicht!"

„Das steht bei Ihnen."

„Später — ich werde mich bedenken —"

„Auch ich, aber ohne meinen Entschluß zu ändern."

„Adieu, Madame.“

„Adieu, mein Herr.“

Dies war die Art, wie Auger seine eheliche Wohnung verließ, als Christian ihn von seinem Verstecke aus auf die Straße treten sah.

Dies war der Stand der Dinge, als Christian sich nach dem Garten des Königs, zu dem Rendezvous begab, zu welchem ihn Ingénue eingeladen hatte.

XVII.

Der Garten des Königs.

Der Garten des Königs, zu der Epoche, in welcher unsere Geschichte sich ereignet, war, so viel ich weiß, noch nicht als Jardin des Plantes bekannt und berühmt, und war damals bei weitem noch nicht so häufig besucht, als er es in unseren Tagen ist.

Zunächst hatte Paris über ein Dritttheil weniger Einwohner, was schon an sich ein Grund war, daß auch der Garten des Königs ein Drittheil weniger Spaziergänger hatte, als jetzt.

Ferner waren die fremden Thiere weit weniger zahlreich und zogen demzufolge auch die Neugierde nicht so auf sich, wie heutzutage.

Möglich, daß es auch damals schon einen Bären, Martin genannt, da gab, der auf einen Baum kletterte, und Kuchen und Invaliden fraß; zu allen Zeiten hat

es Bären gegeben, welche Martin hießen, wenn sie auch nicht gerade Invaliden fraßen.

Aber von jener prachtvollen Sammlung von Hyänen und Schakals, die wir Pariser unseren afrikanischen Eroberungen verdanken, und die durch ihre merkwürdige Varietät nicht nur die Varietäten der anderen Thiergattungen, sondern sogar die anderen Thiergattungen selbst zu verdrängen drohen, war freilich damals noch nicht die Rede.

Auch diese poetische, schmachtende, melancholische Giraffe, deren Tod, obgleich er jetzt über zwei Jahre her ist, noch jetzt den gewöhnlichen Besuchern so viel Kummer und Herzleid verursacht, war noch nicht vorhanden.

Ja, sie war nicht nur noch nicht vorhanden, sondern die Gelehrten, diese großen Leugner aller ihnen noch unbekannten Dinge, die es sogar wagten, das Dasein Gottes zu leugnen, leugneten auch das der Giraffe, und rangirten das Kameelleopard, nebst dem Vogel Greif, dem Einhorn, dem Basilisken, unter die fabelhaften Geschöpfe des Herodot und Plinius.

Genug, es erklärt sich aus alle dem zur Genüge, warum der damalige Garten des Königs weniger Spaziergänger, weniger Neugierige und weniger Besucher zählte, als der heutige Jardin des Plantes.

Seit dem Morgen jenes glückseligen Tages, an welchem unsere Liebenden sich nach so langer Zeit endlich ungestört sehen und sprechen sollten, fiel einer jener feinen, sanften Regen, der wohl allenfalls hinreicht, um die Müssiggänger davon abzuhalten, sich in den Laubgängen der öffentlichen Gärten umherzutreiben, zum

Glück aber unzureichend ist, um Liebesleutchen von zärtlichen Rendezvous, Jäger von Jagden und Angler vom Angeln abzuhalten.

Ein reizendes Wetter im Frühlinge, insofern es dann das Erwachen der Natur aus langem Winterschlafe verkündet, und allen menschlichen Sinnen süße Ausströmungen, Erinnerungen und Hoffnungen spendet, den Blättern und Blüthen Duft und Farbe wiedergiebt und das Gras unter den Füßen der Spaziergänger wieder emporrichtet.

Ein trauriges, verdrüßliches Wetter im Herbste, insofern es durch Nichts mehr an die blonde Erntegöttin, an die warme Julisonne erinnert, sondern im Gegentheil die Traurigkeit des nahenden Winters verkündet; ein abscheuliches, trübseliges Wetter, insofern es die Zweige ihrer letzten gelben Blätter beraubt und die Erde aufweicht, so daß der Fuß des Spaziergängers im Schmutze versinkt.

Was kümmern sich aber Liebende, die sich noch im wonnigen Frühlinge des Lebens befinden, um alle diese Dinge? Die Sonne der Liebe bescheint doch ihre Pfade, wenn sich auch die Herbstsonne in grauen Nebel einhüllt, oder die Sonne des Lebens zeitweilig hinter Wetterwolken verkriecht!

Ingénue verließ pünktlich zur angegebenen Stunde ihr Haus, und nahm am Ausgange der Straße des Faubourg-Saint-Antoine einen Fiaker, wie sie es Christian geschrieben hatte.

Allein so pünktlich Ingénue auch gewesen war, war Christian ihr doch noch zuvorgekommen. Er hatte es in der erstickenden Luft seines Zimmers vor Ungeduld

und Sehnsucht nicht so lange aushalten können, bis es der Uhr auf dem Kamine beliebte, die ihm zum Aufbruche bezeichnete Stunde zu verkündigen; schon um elf Uhr war er ausgegangen, und obgleich sein Fiaker, nach der Gewohnheit dieser schätzbaren Fuhrwerke, mehr als eine Stunde brauchte, um vom Faubourg=Saint=Honoré bis zum Garten des Königs zu leiern, blieb ihm bei der Ankunft daselbst um zwölf Uhr zwölf Minuten doch noch die Aussicht auf eine schmerzliche Wartezeit von einer Stunde achtundvierzig Minuten, bis zu dem Augenblicke, wo Ingénue erscheinen sollte, vorausgesetzt nämlich, daß diese Punkt zwei Uhr erschien, was doch aber nicht füglich geschehen konnte, indem sie erst um zwei Uhr Herrn Réveillons Haus verließ, und von da bis zum Garten des Königs noch ein ziemliches Stückchen Wegs war.

Als unser junger Mann am Ziele seiner Reise angelangt war, und endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihm wenigstens noch zwei Stunden peinlicher Erwartung bevorstanden, stieg er aus und schritt auf eines jener einsamen Baumvierecke zu, durch dessen noch ziemlich dichtes Blätterdach der feine Staubregen nicht so leicht dringen konnte. Er fiel auf die breiten Kastanienblätter, und nur hier und da fiel ein schwerer, durch hundert andere angewachsener Wassertropfen hörbar auf den feinen Sand herab, wo er ein Loch aushöhlte, ähnlich der Zeit, die überall ihre Spuren einprägt.

Christian blickte unverwandt auf das Eingangsgitter, längs welchem die Kuchen=, Frucht= und Syruphändler saßen, deren Zahl sich ungemein vermehrt hatte,

seitdem diese Speculanten auf den Einfall gekommen waren, den Schweizern Sr. Majestät des Königs, den einzig befugten Verkäufern von derlei Erfrischungen für Menschen und Thiere, ihre Concessionen abzuschachern.

Mehrere Fiaker fuhren vor und wieder ab; andere nur vorbei, bis endlich der heißersehnte erschien und hielt; er war hellgrün wie ein Apfel der Normandie, von jenem grellen, abscheulichen Grün, das die Coloristen zur Verzweiflung bringt, und selbst durch das Junigrün auf eine Stunde Entfernung leuchtete, um wie viel mehr durch das fahle Herbstlaub.

Ingénue stieg aus, gleich jener rosigen Göttin, welche die Pforten des Morgens erschließt. Sie trug ein frisch ihrer Ausstattung entnommenes schwarzseidenes Kleid, mit Rüchen garnirt; auf dem Kopfe hatte sie ein kleines perlgraues Hütchen, mit schwarzen und orangefarbenen Bandschleifen; Schuhe mit hohen Absätzen, und dies Alles trug sie mit jener zierlichen, graciösen Haltung, welche alte wie junge Leute zwingt, ihre Köpfe umzudrehen, und den einen wie den andern sogar die Köpfe häufig verdreht.

Auch sie richtete ihre Schritte nach dem Kastanienwäldchen, in welchem sie Christian schon bemerkt hatte, obgleich sie die Blicke sittsam zu Boden schlug, oder vielmehr zu Boden zu schlagen schien. Sie glich einer jener schönen Waldnymphen, nur freilich nicht, wie sie die Mythologie im reizenden Negligée darstellt, als vielmehr wie sie die Boucher, die Vanloo und Watteau herausputzen.

Kaum sah Christian, daß sie die Richtung auf ihn zu nahm, so eilte er ihr entgegen.

Beide begegneten sich, und reichten sich die Hände; Niemand war in der Nähe, um ihnen dies Recht streitig zu machen — wir haben schon gesagt, daß der Regen eben hinreichte, um die Müssiggänger fern zu halten.

Kaum aber hatten sie sich die Hand gegeben, als Christian auch schon die Veränderung inne ward, die in Ingénue's Zügen vorgegangen war, und eben so Ingénue die in Christians Zügen.

Christian war bleich von den überstandenen Leiden seiner Wunde und den noch fortdauernden seines Herzens; Ingénue war bleich von der Selbstüberwindung, vor den Augen der Welt die Gattin und Hausfrau spielen zu müssen, trotzdem sie nicht aufgehört hatte, ein Mädchen zu sein.

Und daher kam es denn, daß Beide, nachdem sie sich einige Secunden innig und zärtlich angesehen, ihre Blicke eben so schnell wieder von einander abwandten.

Beide sahen die Geschichte der letzten Tage in erschreckenden Zügen auf ihren Gesichtern geschrieben.

Christian, der noch erfüllt von dem leichtsinnigen Moralsystem des Grafen von Artois hergekommen war, war überrascht, in der jungen Frau nur einen Gegenstand düsterer Betrachtungen zu sehen.

Und sie blieb, trotz ihrer heiteren Toilette, trotz ihres frauenhaften Aussehens und des festen Muthes, mit dem sie diesem Rendezvous im Freien entgegengegangen war, plötzlich unentschlossen, zitternd, stumm vor ihm stehen, und wußte nicht, wie und womit sie das Gespräch beginnen sollte.

Christian hielt noch ihre Hand fest und geleitete sie bis zur dunkelsten Stelle des Wäldchens.

Dort, hoffte er, würde sie wieder Muth fassen, weil sie Niemand sehen konnte.

Beide setzten sich auf eine noch trockene Bank, oder vielmehr, Ingénue sank darauf nieder und Christian setzte sich neben sie.

Wie in Dantes Francesca di Rimini, wo es das Weib ist, welches erzählt, und der Mann, der weinend zuhört, wagte es Christian nicht, die Unterhaltung zu beginnen, sondern überließ es Ingénue, das erste Wort zu sprechen.

„Sind Sie da, Herr Christian?" sagte sie endlich in einem Tone, der eben so gut eine Begrüßung, wie ein Vorwurf sein konnte.

„Ach!" seufzte er, „warum haben Sie mich nicht früher zu Ihrer Hilfe herbeigerufen!"

„Und wann hätte ich das thun sollen?"

„Noch vorgestern war es Zeit."

„Vorgestern?" erwiderte Ingénue; „das wäre eben so nutzlos gewesen, wie vor einer Woche, vor einem Monate — Herr Christian hatte mich ja vergessen, verlassen!"

Jetzt war an Christian die Reihe, auf Ingénue einen vorwurfsvollen Blick zu richten.

„Und das konnten Sie glauben?" sprach er schmerzlich.

„Glauben?" erwiderte Ingénue, und die Thränen rollten über ihre Wangen; „ich sollte meinen, ich hätte es selbst gesehen!"

„Aber wissen Sie denn nicht, was mich fern von Ihnen hielt?"

„Nun, Ihr Wille vermuthlich, oder, was schlimmer ist, Ihre Laune!"

„O, mein Gott!" rief der junge Mann, sein Gesicht verhüllend, „bin ich denn noch nicht unglücklich genug!"

Eine Minute verweilten Beide schweigend, dann fuhr Christian, zu Ingénue gewendet, fort:

„Blicken Sie auf mein bleiches Antlitz! Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ich noch hinke, daß ich ohne diesen Stock noch kaum im Stande wäre, zu gehen?"

„Mein Gott!" rief Ingénue erschrocken, „was ist Ihnen denn begegnet?"

„Nichts weiter, als daß ich eine Schußwunde ins Bein bekommen habe, und mein Leben nur noch an einem Faden hing. Nur um Weniges höher, und die Kugel drang mir in die Brust; dann wäre ich glücklich, denn ich wäre todt!"

„Wie! jener verwundete junge Page, von dem in den Zeitungen gesprochen worden ist —"

„War ich."

„O! — und das konnte mir mein Vater verheimlichen! — nicht nur verheimlichen, sondern mich sogar des Gegentheils versichern!"

„Und doch wußte er es recht wohl, denn er hat mich selbst fallen sehen," sagte Christian; „mein letzter Blick, bevor ich die Besinnung verlor, ruhte noch auf ihm, flehte ihn noch um Erbarmen an. Denn ich sah ihn, als ich niedersank, allein ich hatte nicht mehr die

Zeit und die Kraft, ihm zuzurufen: Versichern Sie ihr, daß ich ihr treu sterbe!"

„Mein Gott!" rief Ingénue.

„In diesem Augenblicke hoffte ich mit Gewißheit, die Wunde sei der Art, daß ich daran sterben würde."

Christian wendete sich bei diesen Worten ab, damit Ingénue seine Thränen nicht fließen sehen sollte.

„Aber," fuhr Ingénue fort, „als Sie wieder zu sich gekommen waren, warum schrieben Sie mir da nicht augenblicklich? Es mußten sich ja doch Mittel und Wege finden, um mir Nachricht von sich zu geben."

„Zunächst wagte ich es nicht," antwortete Christian, „nach dem, was zwischen Ihrem Vater und mir vorgefallen war, mein Geheimniß irgend Jemand anzuvertrauen, dann auch, weil ich acht Tage lang nicht sprechen, mich nicht bewegen durfte, weil ich einen ganzen Monat lang nicht im Stande war, zu schreiben; aber so bald ich es ermöglichen konnte, habe ich es gethan."

„Ich habe keine Zeile von Ihnen erhalten," sprach Ingénue, seufzend und traurig den Kopf schüttelnd.

„Das finde ich begreiflich, denn beide Briefe, die ich an Sie geschrieben, konnte ich nicht einmal absenden. Ich habe sie noch hier."

Er zog die Briefchen aus seiner Westentasche und reichte sie Ingénue hin.

Sie sah Christian fragend an.

„Ich wagte nicht, sie zur Post zu geben," fuhr er fort, „ich wagte nicht, sie durch einen Commissionair zu

schicken, ja ich hatte nicht einmal einen Freund, dem ich sie anvertrauen konnte. Ich fürchtete, sie könnten Ihrem Vater in die Hände fallen, oder Sie einem Fremden gegenüber compromittiren. Sie sehen also, wenn ich schuldig bin, so bin ich es aus zu großer Achtung gegen Sie gewesen."

Christian hielt Ingénue immer noch die beiden Briefchen vor, die sie sich nicht anzunehmen getraute.

„Ich bitte Sie, lesen Sie," sagte er, „und dann urtheilen Sie selbst, ob ich strafbar bin."

Aber Ingénue begriff recht wohl, daß, während sie las, der junge Mann diese Zeit benutzen würde, um ebenfalls in ihrem Gesichte zu lesen und dort die Eindrücke zu erspähen, welche Alles, was in den Briefen stand, auf sie hervorbringen würde; sie fühlte sich aber nicht genug Herrin ihrer selbst, um eine solche Prüfung zu bestehen.

Sie stieß Christians Hand mit den Briefen sanft zurück.

„Das ist überflüssig," sprach sie.

„O nein!" rief Christian; „da Sie einmal an mir gezweifelt haben, so können Sie auch noch an mir zweifeln. Wenn ich so unglücklich sein sollte, dann bitte ich nochmals, öffnen Sie und lesen Sie, um sich zu überzeugen!"

„Nun wohl," sprach sie schüchtern, „ich werde sie nehmen und lesen — aber jetzt nicht."

Sie nahm die beiden Briefe und verwahrte sie in ihrem Corset.

„Ach!" fügte sie seufzend hinzu, „ich hatte mir es wohl gedacht!"

„Und wie das?“ rief Christian freudig.

„Ich ahnete so Etwas, als ich Herrn Santerre sagen hörte, daß ein junger Page verwundet und nach den Marställen des Herrn Grafen von Artois transportirt worden sei — ja, ich war sogar auf dem Wege, selbst Nachrichten über Sie einzuziehen,“ fügte sie erröthend hinzu.

Und nun erzählte das arme junge Weib auf wiederholtes Drängen Christians, wie sie in der Abenddämmerung ihr Haus in der Bernhardinerstraße verlassen habe, wie sie geglaubt habe, von einem Manne verfolgt zu werden, wie sie sich in ihrer Angst und Bestürzung verirrt, und endlich an einem jungen, stolzen Mädchen, Namens Charlotte Corday, eine Beschützerin und Freundin gefunden habe.

„Ach!“ seufzte Christian, „es war einmal Bestimmung!“

„Aber aus alle dem,“ fuhr Ingénue fort, „erfahre ich immer noch nicht, wie es gekommen ist, daß ich Sie erst am Morgen jener fürchterlichen Nacht wiedergesehen habe?“

„Ach, das ist sehr einfach zu erklären,“ sprach Christian; „der Tag, an dem ich zum ersten Male unbeobachtet ausgehen konnte, war eben der Tag Ihrer Verheirathung. Während ich an mein Schmerzenslager gefesselt war, hatte ich nicht das Mindeste von dem erfahren, was mit Ihnen und um Sie her vorging. Ich begab mich geraden Weges nach der Bernhardinerstraße; Sie waren nicht mehr dort. Ich erkundigte mich bei dem alten Gewürzkrämer neben Ihrem Hause, konnte aber Nichts weiter erfahren, als daß Sie nach dem Faubourg=

Saint-Antoine gezogen wären. Sobald ich das Haus wußte, fuhr ich dorthin und ließ der Thüre schräg über halten. Es war zwischen elf Uhr und Mitternacht; die Fenster des ersten Stocks waren glänzend erleuchtet; ich höre den Klang fröhlicher Musik; ich frage, ich forsche, ich erfahre endlich, daß da oben eine Hochzeit gefeiert wird — die Ihrige! Ach, Ingénue! Und wenn sich plötzlich ein Abgrund zu meinen Füßen geöffnet, wenn mich ein Blitzstrahl getroffen hätte, es würde mich nicht so entsetzt haben. — — Ich wartete; ich sah Auger aus dem Hause treten, sah ihn mit einem Unbekannten, der sich in einem zweiten Fiaker verborgen hielt, sprechen, war Ohrenzeuge einer teuflischen Verabredung, sah ihn dann diesem einen Schlüssel geben und sich entfernen, nachdem er den Unbekannten ins Haus gelassen hatte. Ihnen die Höllenmartern schildern zu wollen, die mein Herz zerrissen, wäre unmöglich! Ich sah den Fremden endlich wieder aus dem Hause treten, ich stürzte auf ihn zu, ich wollte ihn tödten, ich riß ihm seinen Mantel vom Gesicht, ich erkannte ihn: es war der Bruder des Königs — der Graf von Artois!"

„Ein Prinz — unwürdig seines hohen Ranges!" sprach Ingénue entrüstet.

„O nein! nein, Ingénue! sagen Sie das nicht!"

„Sie vertheidigen ihn noch?"

„Ja, Ingénue, ja, ich vertheidige ihn, denn er war es, der mir das ganze schauderhafte Gewebe enthüllte, dem ich es verdanke, daß ich in diesem Augenblicke nicht todt oder wahnsinnig bin; er war es, der

mir die beglückendste Nachricht verkündigte, nämlich daß Sie noch eben so rein, eben so frei sind, wie vor einem Monate, daß Sie so gut wie nicht vermählt sind! Ja, er ist ein gütiger, ein edler Prinz! und ich segne ihn dafür jetzt eben so sehr, als ich ihn vorher verflucht habe; ich segne ihn, denn er sagte mir, daß ich Sie immer noch als die mir vom Himmel bestimmte Braut betrachten könne, nicht als das Weib jenes Mannes, des Einzigen, der Ihren ganzen Haß und Zorn verdient, jenes nichtswürdigen Auger!"

Die Röthe der Entrüstung und jungfräulicher Schaam färbte Ingénue's Wangen und machte sie so schön, daß Christian sich kaum enthalten konnte, ihr zu Füßen zu sinken.

„Ach, Ingénue! Ingénue!" rief er wie außer sich, „wie war es nur möglich, daß Sie mich verkennen konnten, daß Sie mich des Verbrechens schuldig wähnen konnten, Sie vergessen zu haben, Sie, deren ich einzig während jener langen martervollen Nächte gedachte, Sie, deren theurer Name sich in jeden Schrei mischte, den mir der Schmerz entriß? — Und Sie, an wen dachten Sie in dieser Zeit? An Ihren künftigen Gatten, ohne Zweifel; an jenen Mann — Aber nein, nein! kein Wort des Vorwurfs soll über meine Lippen gehen! Ich bin es ja überzeugt, daß Sie sich selbst in diesem Augenblicke mehr Vorwürfe machen, als ich es könnte; denn nicht ich war der Ungetreue, sondern —"

„Aber was sollte, was konnte ich thun?" rief Ingénue fast weinend; „mein Vater befahl, und mein Zorn stand ihm bei."



„Ihr Zorn? — Zorn gegen mich, guter Gott!"

„Ja, gegen Sie, der Sie verwundet waren, der Sie mit dem Tode rangen — O verhängnißvoller Stolz eines einfältigen Mädchens! Und jetzt — Sie sind wieder zur armen Ingénue zurückgekommen, ich sehe Sie wieder — und jetzt — "

„Nun, und jetzt?"

„Jetzt können Sie mich nicht mehr lieben!"

„Ich Sie nicht mehr lieben? das wagen Sie auszusprechen? Ach! immer, Ingénue, immer, und heißer wie je!"

„Sie lieben mich, Sie lieben mich — und ich Unglückliche bin nicht mehr frei!"

Christian blickte sie zärtlich an, drückte ihren Arm an sein Herz, und sprach mit einer Innigkeit und Liebe, die Ingénue Fieberschauer erregte:

„Sie wären nicht mehr frei?"

„Nein."

„Und was fesselt Sie?"

„Mein Mann."

„Was Sie da sagen ist nicht Ihr Ernst."

„Wie?"

„Sie lieben diesen Menschen nicht, Sie können ihn nicht lieben!"

Eine Geberde des Abscheues war Ingénue's Antwort.

„Nun denn, wenn Sie ihn also nicht lieben, wenn Sie mich lieben — "

„Christian, als ich Sie an jenem schrecklichen Morgen in mein Zimmer treten sah, da erfüllten Zorn und Wuth gegen Sie mein Herz."

„Gegen mich? Mein Gott, und warum?"

„Warum? Begreifen Sie es denn nicht? Ich sagte mir: dieser Mann, der mich um einer flüchtigen Laune willen verlassen hat, der jetzt um einer flüchtigen Laune willen wieder zu mir kommt, dieser Mann ist es, der an dem Unglück meines ganzen Lebens schuld ist!"

„Ich?"

„Ja, das Unglück meines ganzen Lebens! denn ohne meinen Zorn über Ihr plötzliches Verschwinden, wäre ich nie in die Hände dieses Mannes gefallen —"

„Ihres Mannes!" ergänzte Christian bitter.

Ingénue erröthete und erbleichte vor innerer Empörung.

„Nun denn," sprach Christian, „sagen Sie, glauben Sie sich ernstlich an einen Mann gefesselt, dessen bloßen Namen Sie vor Empörung nicht einmal aussprechen können?"

„Nicht an diesen Mann bin ich gefesselt," erwiderte Ingénue, „sondern an meinen Eid, den ich vor Gott abgelegt habe."

„Gott löst im Himmel, was hier auf Erden mit Unrecht gebunden ist."

„Nein, nein," rief sie, „Sie täuschen sich!"

„Nimmermehr, Ingénue! Sie sind nicht mit diesem Menschen verheirathet, das ist ganz unmöglich!"

„Aber mit wem bin ich denn sonst verheirathet?"

„Mit dem, den Sie lieben, der Sie liebt."

„Nein, nein, das sind nur Subtilitäten! Das

Unglück ist einmal geschehen, und ich werde es mit Muth zu ertragen wissen.

„Ich kann Sie nicht so reden hören, Ingénue! Sie können nicht hierhergekommen sein um mir zu sagen, daß Sie die Frau eines Mannes sind, den ich mit Freuden tödten würde, wenn sein abscheulicher Plan nicht durch einen wunderbaren Zufall vereitelt worden wäre, eines Mannes, von dem Sie jeder Gerichtshof sofort scheiden würde, wenn die Scheu vor dem öffentlichen Gerede Sie nicht am Sprechen verhinderte! Gewiß und wahrhaftig, Ingénue, Sie sind nicht verheirathet, oder ich bin es auch, und es giebt weder Treue noch Glauben, noch Gerechtigkeit mehr auf dieser Welt, keine Hoffnung mehr auf die Gerechtigkeit Gottes in jener Welt!"

Christian war in eine solche Aufwallung gerathen, daß Ingénue sich nicht enthalten konnte ihm ihre Hand zu reichen, um ihn nur wieder zu besänftigen.

„Bei meiner Ehre schwöre ich Ihnen," fuhr er fort, „wenn ich wüßte, daß Sie sich wirklich für verheirathet betrachten könnten, so habe ich einen Degen hier an meiner Seite, mit dem ich das Band lösen würde, das Sie bindet! Da Sie aber nur zu wollen brauchen, um frei zu sein — da sich Ihnen hundert Mittel darbieten —"

„Hundert, sagen Sie, Christian? Nennen Sie mir nur ein einziges, das mich von diesem Manne befreit, ohne meinem armen Vater seine Nichtswürdigkeit zu enthüllen, das mir verstattet diesen Mann zu verlassen ohne mich dem Urtheile der Welt auszusetzen, seine That ungeschehen zu machen, ohne ihn selbst zu

vernichten, dann bitte, dann beschwöre ich Sie, ja dann fordere ich Sie auf es mir anzugeben, oder es selbst anzuwenden, wenn mir die Kraft dazu fehlen sollte!"

Man sieht, daß Ingénue, obgleich der entgegengesetzten Schicht der bürgerlichen Gesellschaft angehörend, doch genau dieselben Argumente aufstellte, wie der Graf von Artois.

Christian war so frappirt von dieser Wahrnehmung, daß er im Augenblicke Nichts erwidern konnte.

Ingénue wartete einige Zeit auf Christians Antwort, und da er stumm blieb, fuhr sie fort:

„Irgend eine Trennung fordern, heißt auch ein meine Ehre compromittirendes Aufsehen herbeiführen; bestehen Sie noch darauf, Christian?"

„Nein," flüsterte Christian fast tonlos.

„Was wollen Sie also?"

„Ach, Ingénue!" rief der junge Mann außer sich, „nichts auf der Welt als Ihre Liebe!"

„Meine Liebe? Und wissen Sie denn nicht, daß Sie diese schon besitzen?" sprach Ingénue mit jener kindlichen und so imponirenden Naivetät, welche die kühnsten und verderbtesten Männer zu entwaffnen vermag.

„Ja, ja!" rief Christian, „ich glaube es, ich hoffe es wenigstens! Aber was ist diese Liebe, die Sie mir gewähren, wenn ich nicht oft, nicht jeden Tag die Versicherung aus Ihrem Munde hören kann? Werden Sie mich bei sich sehen?"

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Weil mein Vater uns sehen würde."

„Und — gestehen Sie es — Sie fürchten sich vor Ihrem Mann."

„Ich? Durchaus nicht."

„Sie wollen doch aber nicht, daß er von unserer Liebe wisse?"

„Er weiß es."

„Wie hat er es erfahren?"

„Von mir."

„Wie?"

„Ich habe es ihm gesagt."

„Mein Gott!"

„Und wenn er noch zweifeln könnte, würde ich es ihm nochmals sagen."

„Dann errathe ich, warum Sie mich nicht bei sich sehen wollen."

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt."

„Nein, nein, Sie fürchten, daß Ihr Mann sich irgendwo im Hause verberge, mir auflaure, mich ermorde?"

„Sie irren; das befürchte ich nicht."

„Wie?"

„Ich habe bereits Vorsichtsmaßregeln getroffen."

„Auf welche Weise?"

„Ich habe ihm meinen Plan gesagt."

„Ihren Plan?" rief Christian überrascht.

„Ja, wenn er es wagen sollte Gewalt gegen mich oder gegen Sie zu gebrauchen."

„Nun?"

„Ich würde ihn ermorden!"

„O meine tapfere Judith!"

„Und da er weiß, daß ich halte, was ich verspreche, so fürchtet er sich.“

Christian schwieg einen Augenblick, eben so entzückt wie verwirrt vor so viel Entschlossenheit bei solcher Naivetät.

„Wenn dem so ist,“ rief er plötzlich, „dann haben wir Nichts zu befürchten, Ingénue, und Sie können mich bei sich empfangen.“

„Wozu?“ frug sie mit kindlicher Unschuld.

„Um von unserer Liebe zu sprechen.“

„Um von unserer Liebe zu sprechen? Aber haben wir uns nicht bereits Alles gesagt, was darüber zu sagen ist?“

„Haben Sie mich nicht schon vorher bei sich gesehen?“

„Das wohl, aber vor meiner Verheirathung.“

„Und doch haben wir uns noch lange nicht Alles gesagt, da Sie mir einen Brief schrieben, um mich hier zu sehen?“

„Nun ja, und wir haben uns gesehen.“

„Wir haben uns allerdings gesehen, aber noch nicht genug. Wir haben uns Vieles gesagt — ach! vielleicht haben Sie mir Alles gesagt, aber ich, ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen. Nun denn, Ingénue, wenn Sie mir durchaus abschlagen mich bei sich zu sehen, so folgen Sie mir fort von hier, in ein entferntes Land, in einen verborgenen Erdwinkel, wo Sie mein Weib sein werden, ich Ihr Gatte!“

„Und mein Vater?“

„Man wird ihm Nachricht geben, wenn wir in Sicherheit sind.“

„Sie sind wahnsinnig!“

„Und Sie von Stahl und Eisen!“

„Nein, denn ich liebe Sie, und eine innere Stimme sagt mir, daß ich Sie mein ganzes Leben lieben werde.“

„Nun wohlan, so widmen Sie mir dieses Leben!“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß es mir nicht mehr angehört.“

„Was hilft es mir da daß Sie mich lieben? Was hilft es mir Elenden, Sie zu lieben und geliebt zu werden?“

„Um zu warten.“

„Warten! worauf warten?“ rief Christian ungestüm.

„Bis ich Wittwe bin,“ antwortete sie ruhig.

„Ingénue, Sie erschrecken mich! Ich weiß in der That nicht, ob Sie diese fürchterlichen Dinge im Ernst sprechen, oder um Ihren grausamen Scherz mit mir zu treiben!“

„Ich finde weder etwas Fürchterliches, noch etwas Scherzhaftes in dem, was ich sage,“ erwiderte Ingénue kopfschüttelnd. „Gott, der nichts Uebles thut, und Nichts ohne Grund thut, Gott hat mich gewiß einen solchen Mann nicht heirathen lassen, damit diese Verbindung für's ganze Leben währen solle.“

„Aber woher kommt Ihnen dieses Vertrauen, diese Gewißheit?“

„Weil das Gegentheil ein Unglück wäre, das ich nicht verdient zu haben glaube. Gott hat mir diese schwere Prüfungszeit aus zweierlei Gründen auferlegt;

erstens; um mich selbst zu überzeugen, daß ich Sie innig und wahrhaft liebe; zweitens, um mich dann durch die Erinnerung an diese trübe Vergangenheit freier und glücklicher werden zu lassen."

„Glücklich! Und wenn?"

„Wenn ich Sie heirathen werde."

„Bei meiner Seele!" rief Christian, „dieser Mann wird mich noch wahnsinnig machen!"

„Warten wir, mein Freund, warten wir," sprach sie fast heiter. „Sonst sang ich den ganzen Tag, wie jene kleinen Vögelchen, die jeden Morgen kamen, um die Brodkrümchen aus meiner Hand zu picken, ohne daß meine Lieder Gott beleidigten; warum sollte er wollen, daß ich niemals wieder singe? Gott liebt mich, ich habe mich seiner Liebe nicht unwürdig gemacht, und er wird mir gewiß beistehen. Verleiten Sie mich also nicht ferner, meinen Eid zu brechen, von dem mich nur der Tod entbinden kann."

„Ich ermorde diesen Menschen!"

„Hüten Sie sich wohl davor, Christian! wenn Sie ihn tödten, so können Sie mich niemals heirathen."

„Heirathen! heirathen! — Stolz für Liebe!"

„Wie?" sprach Ingénue, „Sie, der Sie behaupten mich mehr zu lieben wie Herr Auger, Sie würden weniger um meinethalben thun, als er gethan hat?"

„Aber, mein Gott! habe ich Ihnen denn schon irgend etwas verweigert oder streitig gemacht? Beschwöre ich Sie nicht im Gegentheil, mir Ihr Leben als Austausch für das meinige zu schenken? Ach, Ingénue! Sie

berechnen zu sehr, um lieben zu können; Ingénue, Sie lieben mich nicht!"

Ingénue schien von Christians Verzweiflungsausbrüchen nicht im Mindesten aus ihrer Fassung gebracht zu werden.

„Jeder liebt, wie er kann," antwortete sie ruhig; „ich habe Sie an zwei Monate erwartet; Sie haben mir keine Nachricht von sich gegeben, und nun, da Sie wieder zu mir kommen, verlangen Sie auch schon, daß ich Alles um Ihretwillen vergessen soll!"

„Nun denn," rief Christian wie in einem Wuthanfalle, „so vergessen Sie Nichts! Bei Gott, Ingénue, Sie handeln sogar mit Ihrem Lächeln! Das also ist die Moral, die Ihr Vater Ihnen gelehrt hat? Was wollen, was können Sie mir beweisen, mit dieser starren Tugend?"

„Daß ich Mißtrauen hege," sprach Ingénue einfach.

„Und wäre es nicht vielmehr an mir, Mißtrauen zu hegen? Haben Sie mich denn nicht hintergangen?"

„Gegen meinen Willen, das weiß ich leider wohl; haben Sie mich dagegen aber nicht wissentlich hintergangen?"

„Wann?"

„Als Sie sich für einen Handwerker ausgaben?"

„Werfen Sie mir es vor, Ingénue?"

„Das eben nicht," sprach sie mit einem reizenden Lächeln, indem ihre feinen, zierlichen Finger die Hand des jungen Mannes liebkosten, „aber Sie haben mich doch immer mit Wissen und Absicht hintergangen. Also, hintergangen von Ihnen! — hintergangen von meinem

Vater, der mir das Unglück, das Sie betroffen, verschwiegen hatte, der es sogar leugnete, daß Sie der Verwundete wären, als Herr Santerre von der Verwundung eines jungen Pagen erzählte — getäuscht in allen meinen Glücksträumen — getäuscht vom Herrn Grafen von Artois, der sich mir unter der Maske eines uneigennützigen Beschützers darstellte, und doch schon am ersten Abend, indem er mich verließ, zu jenem Menschen sprechen konnte: Verschaffe mir dieses Mädchen, ich will sie haben! — hintergangen von diesem Auger, der als Bekehrter vor mir erschien, und als er mein Mann ward, keinen anderen Zweck vor Augen hatte, als eine abscheuliche Zusage gegen den Prinzen zu erfüllen — getäuscht, betrogen von allen Seiten! — Ich habe in meinem Leben nur vier Männer kennen gelernt: meinen Vater, Sie, den Herrn Grafen von Artois und seinen Helfershelfer — und von allen vieren bin ich betrogen worden! Finden Sie mein Mißtrauen nun noch nicht gerechtfertigt?"

„Theurer Engel," sprach Christian lächelnd, „nennen Sie die vier Personen, die Sie mir eben anführten, nicht Männer: die eine ist Ihr Vater, und demgemäß nicht ein Mann im engeren Sinne des Worts für Sie; die zweite ist ein Prinz, der über die gewöhnlichen Männer durch seine Geburt erhaben ist; die dritte ist, wie Sie richtig sagen, sein Helfershelfer, ein elender Verbrecher, der nicht einmal den Namen eines Mannes verdient, und die letzte bin ich, der ich ebenfalls nicht ein bloßer Mann für Sie bin, sondern Ihr Freund, Ihr Bruder, Ihr wirklicher Gatte."

„Mein Bruder, ja; aber nicht mein Gatte."

„Sie würden mir es also abschlagen, mich wiederzusehen, wenn ich Sie darum bäte?“

„Ich bin heute nur hierher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir uns fortan nicht mehr sehen werden.“

Christian fuhr halb erschrocken, halb zornig auf. „Aber so sagen Sie mir es doch lieber gleich, daß Sie mich nicht mehr lieben, Ingénue!“ rief er; „sprechen Sie es muthig und frei heraus!“

„Nein, Christian, im Gegentheile, ich spreche es muthig und frei aus, daß ich Sie liebe, daß ich den ganzen Tag nur an Sie denke, mich nach Ihnen sehne, Sie überall suche; daß ich mich selbst im Traume nur mit Ihnen beschäftige; daß ich keinen Gedanken hege, der, nächst Gott und meinem Vater, nicht Ihnen gewidmet wäre! Ich weiß nicht, wie andere Frauen lieben, aber ich bin nun einmal verheirathet, und ich liebe Sie noch immer so, wie ich Sie vor meiner Verheirathung geliebt habe. Dies hat sich also nicht geändert, und wird sich auch niemals ändern; das Einzige, was sich geändert hat, ist, daß ich vor meiner Verheirathung ein Recht hatte, Sie zu lieben und es Ihnen zu sagen, und daß ich heute eine Sünde begehe, wenn ich Sie liebe, da ich mir nicht mehr angehöre — und dennoch muß ich Sie lieben!“

Christian konnte ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken.

„Aber, Ingénue, ich sage es Ihnen nochmals, und werde es Ihnen zwanzig Mal, hundert Mal sagen: Sie sind gar nicht verheirathet!“

„Nicht im gewöhnlichen Sinne, das weiß ich

wohl, da ich meinen Mann von mir gestoßen habe; das thue ich aber, weil er sich eines abscheulichen Verbrechens gegen mich schuldig gemacht hat. Dies Verbrechen, das mich ihm gegenüber meines Eides entbindet, entbindet mich dessen aber nicht einem Anderen gegenüber."

„Demnach also, wenn Herr Auger dieses Verbrechen nicht gegen Sie begangen hätte, würden Sie jetzt wirklich und wahrhaft seine Frau sein?"

„Ohne Zweifel."

„Nein, nein, Ingénue! das ist nicht, das kann nicht sein! Verleumden Sie sich nicht selbst, Ingénue, verleumden Sie die Liebe nicht! Sie sind wie ein armer Blinder, der das Tageslicht leugnen wollte, der da spräche: Ich sehe Nichts, folglich ist auch Alles dunkel und schwarz in der Schöpfung. — Ingénue, ich habe Ihnen nur noch Eins zu sagen!"

„Sagen Sie es, Christian."

„Nun denn, ich verlange nicht, daß Sie mir von jetzt an schon Ihr ganzes Leben, alle Ihre Zeit widmen; aber ich flehe Sie nur an, mir so oft, als es Ihnen möglich ist, einige Stunden zu schenken, damit ich Sie sehen, Ihnen sagen könne, daß ich Sie liebe und ewig lieben werde."

„Ach, Christian! was Sie da von mir begehren, muß etwas Uebles sein!"

„Warum, meine Geliebte!"

„Weil Sie dabei erröthen, weil Sie zittern, weil Sie mir dabei nicht frei ins Auge blicken. Sehen Sie sich wohl vor, Christian! wenn Sie beabsichtigen, mich zu einem Schritt zu verleiten, der aus mir eine jener

verächtlichen Frauen machen soll, so werde ich Sie nicht mehr lieben — bedenken Sie das wohl!"

„Nun denn, so sei es!" rief Christian enthusiasmirt. „Ach, Ingénue! Sie flößen mir eine eben so große Liebe zur Tugend ein, wie meine Liebe zu Ihnen es ist; nur bin ich besser wie Sie, denn ich kenne den Preis dieser Tugend, und Sie kennen ihn nicht; Sie sind tugendhaft, wie eine jener duftenden Wiesenblumen, die kein Verdienst dabei hat — oder nein! ich irre mich, wie die Blume, die ihr Verdienst nicht kennt; auch Sie verbreiten süßen Duft, ohne zu wissen, wie, ohne sich dessen erwehren zu können. Nun denn, Ingénue, Sie haben mich besiegt, ich bin fortan Ihr Bruder — aber, ich fordere einen Eid von Ihnen!"

„Welchen?"

Christian schloß Ingénue in seine Arme, die nicht nur nicht vor ihm zurückwich, sondern lächelnd und vertrauensvoll wie ein liebliches Kind, auch ihre weichen Arme um seinen Nacken schlang, und sich sanft an den jungen Mann schmiegte.

„Wohlan, so schwören Sie mir, daß niemals ein Mann, außer Ihrem Vater, Sie so umarmen solle, wie ich Sie jetzt umarme!"

„O ja! das schwöre ich."

„Schwören Sie mir, daß Auger niemals in Ihr Schlafzimmer kommen soll."

„Ich schwöre es! Wie sollte er auch hineingelangen, da ich ihn verabscheue?"

„Schwören Sie mir endlich, daß Sie mir jeden Tag einen Brief schreiben wollen, den ich mir selbst in Ihrer Straße holen werde, den Sie des Abends an ei=

nem Faden aus Ihrem Fenster herablassen, und an welchen ich dann einen Brief von mir knüpfen werde."

„Ich schwöre es! Aber — wenn man Sie sieht?"

„Das ist meine Sache."

„Nun denn, es sei, und jetzt — leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Ingénue, leben Sie wohl — da wir Abschied von einander nehmen, ohne uns mit den Herzen zu trennen — leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Christian!" wiederholte Ingénue, und verschwand dann eiligen Schrittes.

So lange als möglich blickte ihr der junge Mann nach.

„Lebe wohl, Ingénue!" rief er dann freudetrunken; „von diesem Augenblicke an bist Du mein Weib — nur werde ich warten müssen. Wohlan denn, ich fühle den Muth dazu in mir, ich werde warten!"

XVIII.

Herr Auger überlegt.

Während Christian sich auf diese Weise mit seiner Bundesgenossin Ingénue gegen die ehelichen Rechte des Herrn Auger verschwor, glich dieser, von allen Seiten zurückgestoßen, so ziemlich einem jener wilden Raubthiere, die, nachdem sie weit weggeflogen, nachdem sie jede List aufgeboten, ihre Ermüdung zu verspüren beginnen und nun um sich blicken, um den Feind zu messen, mit dem sie es zu thun haben, und mit dem Entschlusse kämpfen, wieder umzukehren und sich von Neuem auf den Jäger und seine Hunde zu stürzen.

Auger wußte recht wohl, daß in Beziehung auf den Prinzen Nichts mehr für ihn zu thun sei; der Graf von Artois hatte ihn mit Eclat verleugnet, ihn unter offenen Drohungen fortgejagt und, von dem Augenblick an, wo er sich in Christian einer Stütze und eines Lob-

redners versichert hatte, sich wenig um das kümmerte, was Meister Auger etwa unternehmen konnte.

In der That hatte der Prinz nur zwei Dinge zu fürchten: zunächst, den Adel in einem seiner Mitglieder verletzt zu haben; und dann, das Volk in der Person Ingénue's beschimpft und gegen sich noch mehr erbittert zu haben, was ihn, in jener Periode des achtzehnten Jahrhunderts, bis zu welcher wir hier gelangt sind, in dieselbe unangenehme Lage versetzte, wie das Eisen zwischen Hammer und Ambos.

Hatte er Christian gegen sich, so gab es Eclat, Scandal, Angriffe der Edelleute, die ohnedies in dem Augenblicke sehr übel gegen das Königthum gestimmt waren, in dessen Dienst sich die Mehrzahl von ihnen während hundert Jahren des Krieges, lediglich im Interesse der Könige, zu Grunde gerichtet hatte, und weder einen Ludwig XIV., noch einen Regenten, ja nicht einmal einen Kardinal Fleury hatte, um sie dafür schadlos zu halten.

Hatte er Ingénue gegen sich, so mußte er Eclat, Scandal und Angriffe von Seiten Rétif's de la Bretonne erwarten, dessen damals freilich nur erst zur Hälfte populäre Feder indeß aus seiner larmoyanten Vaterschaft immer noch Beredtsamkeit genug schöpfen konnte, um neuen Haß gegen den Prinzen zu erwecken, der ohnedies schon genug mit dem alten zu thun hatte.

Aber mit Christian als Bundesgenossen, mit Ingénue als Auxiliarmacht, durfte er eben so wohl auf die Sympathie des Adels, als auf das Lob der Volksklassen rechnen.

Der Herr Graf von Artois konnte also, nachdem er

Meister Auger aus seinem Zimmer gejagt hatte, ruhig auf beiden Ohren schlafen.

Auger, dem es, wie wir bereits gesehen haben, nicht an Scharfsinn fehlte, durchschaute sofort die ganze Taktik des Prinzen. Er fand sie so vortrefflich, daß er darüber vor Wuth schäumte; er war zwar für den Augenblick vollkommen aus dem Felde geschlagen, strengte aber nichts destoweniger alle seine Geisteskräfte an, wie er es anfangen solle, um wieder die Oberhand zu gewinnen, was freilich seine Schwierigkeiten hat, wenn man nur ein Sandkorn ist und von einem Riesen getreten wird.

Es bedarf in solchem Falle nicht weniger dazu, als eines gewaltigen Sturmwindes, der das Sandkorn in die Höhe wirbelt, und es dem Riesen auf den Kopf fallen läßt.

Und in jenem Augenblicke bereitete sich in der That, für die Sünden der Großen und zu Auger's größtem Glücke, so etwas Aehnliches, wie ein gewaltiger Sturmwind vor.

Eine neue und bis dahin noch ungekannte Macht erstand plötzlich als Schutzwall für das unterdrückte Volk: es war eine ungeheure Verschwörung, an der die ganze Welt Theil nahm, ohne es auch nur zu ahnen, und die sich bald unter dem furchtbaren Namen der Revolution bis zum Gipfelpunkt des Sieges erheben sollte.

Nirgends noch war die Revolution das eingestandene Ziel der Bewegung, in Bezug auf die Mittel war sie jedoch schon überall factisch vorhanden.

Sie hatte sich kürzlich erst in der Halsbandgeschichte

offenbart: die seit hundertundfünfzig Jahren von den Königen gereizten Richter des Parlaments hatten endlich gewagt, sich dafür zu rächen.

Als die Richter sahen, daß der König Cagliostro verurtheilen lassen wollte, hatten sie ihn gerade deshalb freigesprochen.

Die Königin hätte den Herrn Cardinal von Rohan gern verurtheilt gesehen, und eben darum sprachen die Richter den Herrn Cardinal von Rohan frei.

Die Richter sahen, daß sowohl der König wie die Königin ein Interesse dabei hatten, Frau von Lamothe, als die Mitwisserin eines scandalösen Geheimnisses, freisprechen zu lassen, so verurtheilten sie Frau von Lamothe, und vielleicht hätten sie sie als Frau von Lamothe noch nicht verurtheilt, wenn sie nicht zugleich als Jeanne von Valois die Enkeltochter eines Bastards Heinrichs II. gewesen wäre.

Der Prozeß war der Form nach gegen Cagliostro, gegen den Cardinal von Rohan und gegen Frau von Lamothe, in der That aber gegen die Königin geführt und entschieden worden.

Und da man Marie-Antoinette, der Etiquette wegen, nicht hatte ins richterliche Verfahren ziehen können, so hatte man sie wenigstens in die Prozeßverhandlungen gezogen.

Mit einem Worte, das Parlament, bisher die erste Macht im Staate *neben* dem Königthume, stand jetzt dem Königthume als erste Macht im Staate offen *gegenüber*.

Es war eine allgemeine Verschwörung, welche das Ministerium Calonne stürzte, um ihm ein Ministerium Lamoignon-Brienne zu substituiren.

Es war eine Verschwörung des Volkes, welche die Strohpuppen dieser beiden Minister auf öffentlichem Platze verbrannte, nachdem der Hof die wirklichen Personen derselben zu Strohpuppen herabgewürdigt hatte.

Und über und unter dieser Sphäre bewegten sich und gährten eine Menge anderer, theils größerer, theils kleinerer Verschwörungen:

Eine Verschwörung der Herren gegen die Diener;

Eine Verschwörung der Diener gegen die Herren;

Eine Verschwörung der Soldaten gegen ihre Offiziere;

Eine Verschwörung der Beamten gegen ihre Vorgesetzten;

Eine Verschwörung des Adels gegen den König;

Eine Verschwörung des Adels gegen sich selbst;

Eine Verschwörung der Philosophen gegen den Clerus;

Eine Verschwörung der Illuminaten gegen die Monarchie;

Eine Verschwörung der anderen Nationen gegen Frankreich;

Endlich — eine Verschwörung des Himmels gegen die Erde!

Eine pestartige Epidemie brach in Frankreich aus, eine seltsame, neue, noch ungekannte und unbenannte Epidemie, der das Volk sofort den Namen der Modegeißel beilegte.

Man nannte diese Epidemie die **Brienne**.

Ein furchtbarer Hagelschlag im Juli 1778, der wie die rächende Hand Gottes über ganz Frankreich dahinzog, und vollendete, was Versailles, was Frau von Pompadour, Madame Dübarry, Frau von Coigny,

Frau von Polignac, die Herren von Calonne, von Brienne und Lamoignon so trefflich begonnen hatten.

Die Epidemie hatte noch viele andere Krankheiten nach sich gezogen, indeß, von Krankheiten kann man doch bisweilen genesen; aber der Hagelschlag zog eine Hungersnoth nach sich, die unfehlbarer tödtet.

Da sah man bleiche Schattengestalten in allen Provinzen, wie auf einem weiten Todtenfelde, sich erheben, an die Thore der Hauptstadt klopfen und vom Könige das Brod fordern, das ihnen die Hand Gottes entzogen hatte.

Und noch ärger ward es, als der Winter sich einstellte und seinen eisigen Schneemantel über die verwüsteten Ernten breitete! Es war kein Winter, wie man deren sonst in Frankreich gewöhnt war; es war ein furchtbarer Winter, dessen Schrecknisse an jenen Winter erinnerten, wo die Barmherzigkeit des Dauphin's und der Dauphine, noch unter Ludwig XV., so große Opfer gebracht hatten, um das allgemeine Elend zu lindern; und an jenen andern Winter des Jahres 1754, wo die Communication in den Straßen, von einem Ende von Paris zum andern, tagelang unterbrochen worden war.

Das Meer gefror; die Mauern borsten; der König ließ all sein Holz in der Umgegend der Hauptstadt niederschlagen, damit die erfrorenen Pariser sich daran wärmen konnten, da er sie nicht zu ernähren vermochte.

Man wird zugeben müssen, daß, neben solcher Verschwörung des Himmels gegen die Erde, alle anderen Verschwörungen in ein Nichts verschwanden.

Wir haben noch eine letzte Verschwörung vergessen, obschon diese wohl verdient hätte, zuerst genannt zu werden.

Wir haben die Verschwörung der eigenen Familie des Königs gegen den König vergessen:

Der Herzog von Orleans hatte den Augenblick gewählt, um sich volksbeliebt zu machen.

Der König hatte Holz unter die Frierenden austheilen lassen.

Der Herzog von Orleans ließ Brod und Fleisch unter die Hungernden austheilen.

Brod und Fleisch! das war noch etwas ganz anderes als Holz!

Und um so mehr, als der Herzog von Orleans, der fast eben so viel Wälder besaß, als der König, sein Brod und Fleisch an mächtig flammenden Holzstößen austheilen ließ.

Nebstdem — es ist traurig, einen schlechten Calembour in eine so verhängnißvolle Politik, wie die des furchtbaren Jahres 1788 war, mischen zu müssen! — nebstdem gaben diese königlichen Holzvertheilungen Stoff zu einem beißenden Witze über einen Namen, der seit dem berühmten — oder berüchtigten — Cardinal Dübois dem Hasse des Volks verfallen zu sein schien.

Man spielte auf den Chevalier Dübois, Commandanten der Schaarwache an, der auf das Volk hatte schießen lassen.

„Der König," sagte man, „giebt uns zwar Holz, aber Dübois liefert das Feuer dazu."*)

Mehr bedurfte es nicht, um der Mildthätigkeit des

*) Ein unübersetzbares Wortspiel; du bois heißt im Französischen Holz.



armen, zum Unglück geborenen Ludwigs XVI. alles Verdienstliche zu rauben.

Dies war die Stimmung der Gemüther zu der Zeit, wo die so eben mitgetheilten Ereignisse vorfielen und der Graf von Artois Herrn Anger, in Folge derselben, fortjagte.

Als Anger von solcher Höhe gefallen war, blieb er einige Zeit wie betäubt; allmälig kam er aber wieder auf seine Beine, blickte rings um sich, und nachdem er alle Kreise der Gesellschaft bis zum fernsten Horizonte, die wie die Wasserkreise, in die man einen Stein wirft, immer größer werden, erforscht hatte, entdeckten seine Blicke Folgendes:

Er gewahrte alle die weiter oben aufgezählten Verschwörungen, die den Blicken der Mächtigen entgehen, weil sie von zu hoch herabsehen, um die Einzelheiten zu erkennen, und eben weil sie die Einzelheiten nicht sehen, auch das Ganze nicht bemerken.

Er sah die Clubs, die Vereinigungen, die Verbrüderungen.

Er sah die Welt in zwei sehr verschiedene Gesellschaften gespalten: die der Verschlingenden und die der Verhungernden.

Er sah, daß das französische Volk, seitdem es ein französisches Volk gab, niemals gesättigt worden war.

Er sah, daß seitdem es Adelige und Privilegirte gab, diese immer verschlungen hatten, ohne jemals befriedigt worden zu sein.

Er sah, daß von der Spitze bis zur untersten Schicht dieser riesenhaften Spirale, die beim König und der Königin beginnt und beim Volke endet, eine wahre

Wuth der Bewegung Alles ergriffen hatte, und im wirren Taumel mit sich fortriß.

Er sah, daß alle diese Bewegungen weit mehr durch das Interesse, als durch die Intelligenz unterhalten wurden.

Er sah, daß die Königin sich in große Bewegung gesetzt hatte, um die Hochzeit des Figaro aufführen zu lassen.

Er sah, daß Herr von Necker sich in große Bewegung gesetzt hatte, um die allgemeinen Stände zusammenberufen zu lassen.

Er sah, wie das ganze Volk sich in Bewegung setzte, aber nicht blos um sich zu bewegen, sondern um ein noch ungewisses Ziel zu erreichen.

Und da der König selbst dieses Ziel bezeichnete, und zwar in der bevorstehenden allgemeinen Ständeversammlung, diese aber wieder einen trefflichen Vorwand zur Bewegung gab, so sah auch Anger, daß ein gescheidter Kopf Gelegenheit finden könne, sich sehr angenehm bei den Wahlen der Wähler zu beschäftigen, die wiederum bestimmt waren, die eigentlichen Deputirten zur Ständeversammlung selbst zu wählen.

Die ganze Situation war eine wahrhaft neue.

Aber sie war nicht nur neu, sondern auch großartig: zum ersten Male sollte das Volk — dieses bis dahin unbekannte, oder vielmehr verkannte Wesen — sich ohne Furcht aussprechen, seine Rechte zurückfordern dürfen!

Obgleich die Wahl durch allgemeine Abstimmung noch nicht gesetzlich ausgesprochen war, war sie doch

schon thatsächlich eine Betheiligung Aller an den öffentlichen Angelegenheiten.

Wenn man sich nicht ganz auf die wenigen Zeilen verlassen will, die wir hier schreiben, und in denen wir, so viel es eben möglich ist, die Geschichte unter dem Gewande des Romans zu verbergen suchen, braucht man nur die Augen auf die im ersten Bande des Moniteur jenes Jahres enthaltenen Akten zu werfen, und man wird sehen, daß alle Besteuerten über's fünfundzwanzigste Lebensjahr die Wähler wählen sollten, welche wiederum die Deputirten zu wählen hatten.

Da nun aber die Besteuerung so ziemlich alle Welt traf, wenigstens die Kopfsteuer, so war ziemlich die ganze männliche Bevölkerung zur Wahl berufen, mit Ausnahme der dienenden Classe.

Man berechnete die Zahl der Wähler auf etwa fünf Millionen Männer.

Wir sehen also fünf Millionen schon sehr bewegliche Franzosen in vermehrter Bewegung bei dieser Wahl.

Mitten in diese mehr oder weniger stürmische Bewegung nun warf sich Herr Auger kopfüber und begann seine Minen anzulegen.

Wie hatte der König, und zumal die Königin nur in den Aufruf dieser Statisten der Monarchie willigen können, die bis zu diesem Tage in der königlichen Tragödie nur etwa eine Rolle gespielt hatten, wie der antike Chor und denen man nur, mit Mazarins Worten zu reden, zwar erlaubt hatte, ihr Freud und Leid abzusingen, aber nicht zu laut, und unter der Bedingung, daß sie bezahlten?

Man hielt das Volk noch nicht für so weit vorgeschritten und befähigt, als es in der That war.

Die Parlamente, welche die allgemeine Ständeversammlung verlangten, die Minister, welche sie versprochen hatten, Herr Necker, der sie einberief, der König und die Königin, welche die Einberufung verstatteten, Alles das glaubte durch die Heraufbeschwörung dieser riesenhaften Masse dem Hofe Furcht einzuflößen, der dem König und der Königin Furcht einzuflößen begann, vor denen sich wiederum die Minister und das Parlament schon seit langer Zeit fürchteten.

Wer und was war der Hof? Es war der Adel und der Clerus, zwei Körperschaften, welche unaufhörlich aus den königlichen Geldkisten schöpften, und für das, was sie herausnahmen, niemals Etwas hineinthaten.

Und so mußte denn die von ihnen geschaffene Leere vom Volke ausgefüllt werden, wie nach einem blutigen Kriege das Volk die entstandenen Lücken im Heere wieder ausfüllen mußte.

Mit Hilfe der allgemeinen Ständeversammlung, hoffte man, würde der Adel und der Clerus doch nun endlich genöthigt werden, nicht mehr, wie bisher, seinen Antheil von den allgemeinen Steuern zu nehmen, sondern dazu zu geben.

Es war dies eine kleine Rache, die sich der König und die Königin erlaubten.

Und darum hatte man dem dritten Stande eben so viele Deputirte zu wählen verstattet, wie dem Adel und dem Clerus.

Allerdings hatte der dritte Stand, trotz der gleichen Anzahl, doch immer nur eine Stimme gegen zwei; man

hoffte daher, und Herr von Necker zunächst, die Abstimmung durch Befehle im Zaume erhalten zu können.

Zudem kannte der dritte Stand, unwissend und ungeschickt wie er war, keinen anderen Weg, als den zur Wollschur oder zum Fleischer; man glaubte zuversichtlich, daß er zu viel Ehrfurcht vor alther gebrachten Privilegien haben würde, um Männer aus seinen Reihen zu wählen, daß er Adelige, daß er Priester wählen, und so die Reihen seiner Gegner, das heißt dieses selben Adels und Clerus verstärken würde.

Ferner waren alle Adeligen Wähler, während das Volk nur die Wähler wählen durfte.

Ferner sollten die Volksversammlungen mit lauter Stimme wählen, und nie würde das Volk wagen — so hoffte man wenigstens — es laut auszusprechen, was es wollte, wenn das, was es wollte, dem entgegen war, was der Clerus, der Adel, die Minister, der König und die Königin wollten.

Endlich noch kamen von den fünf Millionen Wählern fast vier Millionen auf das Landvolk; der demokratische Geist der Städte war aber — auch das hoffte man — noch nicht in die Dörfer gedrungen, die vom Adel beherrscht, dem Clerus unterwürfig waren, vom ersteren eingeschüchtert, vom letzteren gelenkt wurden.

Hatte die Schweiz nicht den besten Beweis geliefert, daß das allgemeine Stimmrecht nur eine Stütze mehr für die Aristokratie war?

Herr Necker, man erinnere sich, war selbst ein Schweizer.

Als Schweizer und als Banquier verglich er sein Ministerium mit einer Bank im großartigen Maßstabe;

seiner Meinung nach war die Schweiz ein kleines Frankreich, oder Frankreich eine große Schweiz.

Menschliche Berechnung! die Gott mit einem einzigen Worte zu nichte machte, denn — Volksstimme ist Gottes Stimme!

Ende des dritten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.